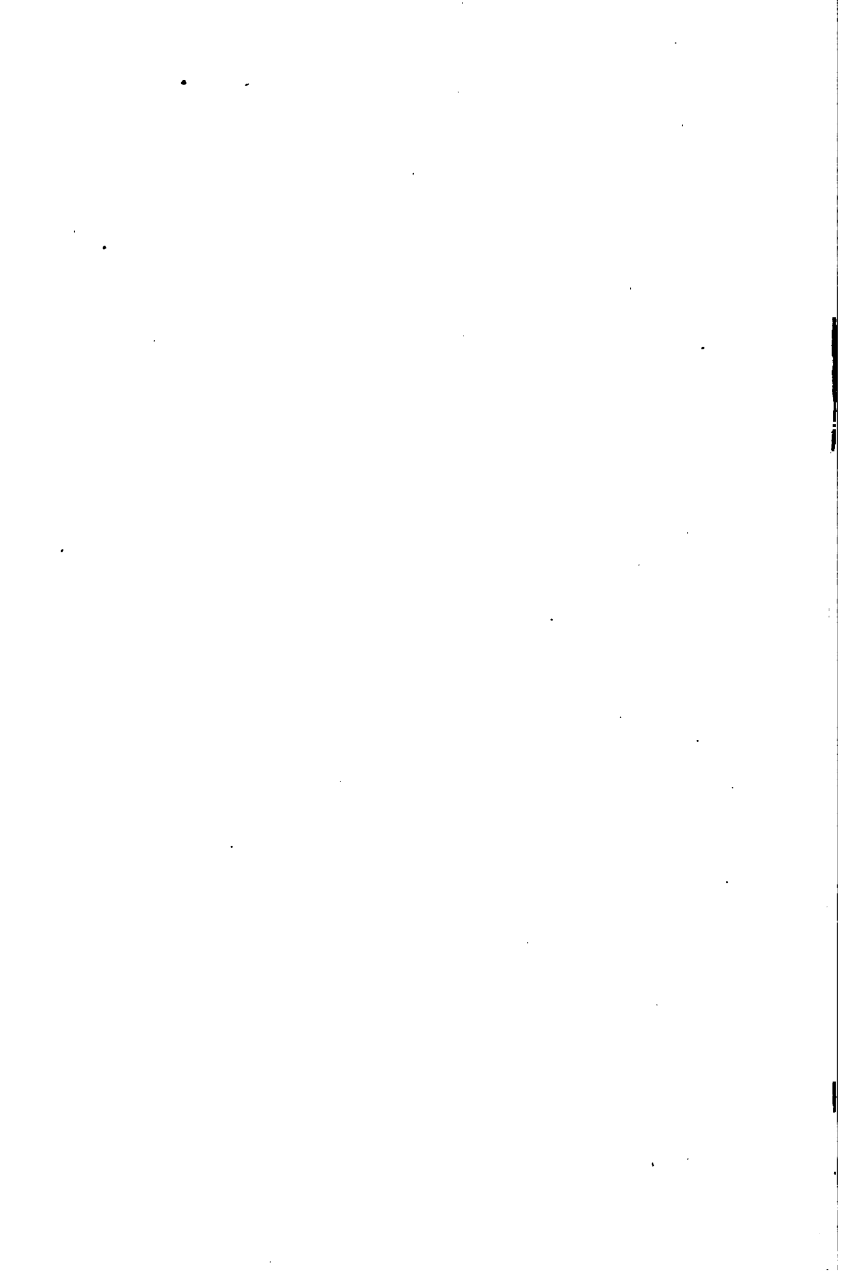

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 24HW $


941
Verein



יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX 169.
כדברך
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια εστι



Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.

Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Otto Albrecht,
Pastor zu Naumburg a. S.



Halle a. S. 1896.
In Kommissions-Verlag von Max Niemeyer.



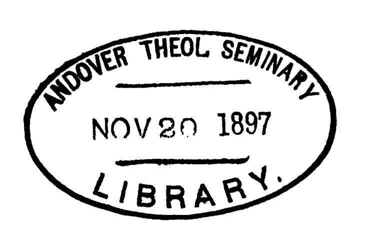
Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.

Ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Otto Albrecht,
Pastor zu Naumburg a. S.

Halle a. S. 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.


ANDOVER THEOL. SEMINARY
NOV 20 1897
LIBRARY.

Das achte Heft unserer Sammlung, welches uns erzählt „Wie Wertheim evangelisch wurde", erwähnt beiläufig auch das unweit Wertheims gelegene, kurmainzische Städtchen Miltenberg am Main und seinen ersten evangelischen Prediger Johannes Draco, der gegen Ende des Jahres 1523, als er von der Stätte seiner gesegneten Wirksamkeit weichen mußte, zuerst in Wertheims Mauern Schutz und Aufnahme fand. Es lohnt sich, von diesem merkwürdigen Manne, einem namhaften Gehülfen der Reformatoren, und von den Schicksalen der evangelischen Gemeinde Miltenbergs in jenen Jahren Näheres zu hören. Hat doch Luther selbst Veranlassung genommen, im Anfang des Jahres 1524 einen ausführlichen Trostbrief an die dortigen Christen zu richten. Und nicht mit Unrecht urteilt ein anderer Zeitgenosse: „Alle Christen sollen Miltenberg für eine Stadt halten, die etwas Großes des Evangeliums halben erlitten."

Miltenberg war Jahrhunderte lang in dem nahen Bürgstadt eingepfarrt gewesen, besaß aber ein sogenanntes Halbstift, bestehend aus zwölf Vikaren oder Altaristen, welche an zwölf im Laufe der Zeit gestifteten Altären die Horen sangen, Messe lasen und dergl. Im Frühjahre 1522 setzte der Magistrat die Abtrennung von Bürgstadt und die Gründung einer selbständigen Pfarrei in Miltenberg durch. Die Urkunde darüber, am 4. Mai desselben Jahres von dem zuständigen Generalvikar Dr. Dietrich Zobell in Mainz bestätigt, sprach dem Bürgermeister, Rat und ganzer Gemeinde der Stadt das Patronatsrecht über die neugegründete Pfarrstelle zu. Nach Angabe der Stadtchronik soll damals während der Verhandlungen bei dem dortigen kurmainzischen Keller oder Amtmann Friedrich Weygand sein Vetter, der gelehrte Johann Drach, aus dem unfernen

Städtchen Carlstadt a. M. stammend, als Gast geweilt haben und zum ersten Pfarrer ausersehen worden sein. Nicht blos seine Gelehrsamkeit empfahl ihn, sondern auch seine durch und durch evangelische Gesinnung. Und eben nach einem Prediger des reinen Evangeliums verlangte die Mehrzahl des Rats und der Bürgerschaft. Denn die Altaristen hatten — wie wir noch näher hören werden — durch ihre entsetzliche Sittenlosigkeit sich selbst und die durch sie vertretene Sache der katholischen Kirche um allen Kredit gebracht.

Johannes Drach, mit lateinischer Umformung Draco oder Draconites, öfter auch nach seinem Geburtsort Johann Carlstadt genannt — nicht zu verwechseln mit seinem gewöhnlich auch „Carlstadt" genannten berühmten Landsmanne Andreas Bodenstein von Carlstadt — war um 1494 geboren, also etwa 11 Jahre jünger als Luther. Früh verwaist genoß er anfänglich nur kümmerlichen Unterricht, aber seit er 1509 die Universität Erfurt bezogen, holte er mit verzehrendem Feuereifer die Mängel seiner Jugendbildung nach und studierte die neu erblühten „guten Wissenschaften", welche im Gegensatz zur Barbarei der Scholastik von den Humanisten dort gepflegt wurden. Schon 1514 wurde er Magister; er erhielt dann eine Canonicatsstelle am St. Severistift mit der Verpflichtung, als Mitglied der philosophischen Fakultät den Studierenden Vorlesungen zu halten. Ein schwärmerischer Freundschaftsbund einte ihn mit dem hochbegabten „Poetenkönig" Eobanus Hessus und dem trefflichen Justus Jonas, nachmaligen Wittenberger Stiftspropst; sie hießen „die heilige Trias"; auch Johann Lange, Luthers Freund und Erfurter Klostergenosse, stand ihm nahe. Das „Weiße Rad", Drachs Amtswohnung, war oftmals der Sammelpunkt der für die idealen Güter schöner, edler Bildung begeisterten jungen Erfurter Poeten. Bei jenen drei galt damals noch Erasmus, der Fürst der Wissenschaft, mehr als Luther. Die Erasmusschwärmerei dieses Kreises zeigte sich nicht blos in überschwänglichen Huldigungsbriefen, sondern auch in persönlichen Wallfahrten nach den Niederlanden zu dem berühmten Manne. So reiste auch Drach im Sommer 1520 zu ihm, um ihm

Briefe und Grüße namens der ganzen Erfurter Hochschule zu bringen. Im Jahr zuvor war er so glücklich gewesen, von Erasmus einen eigenhändigen Brief zu erhalten, in welchem derselbe seinen kräftigen Stil, der den künftigen Redner verrate, gelobt hatte. Aehnlich hatte sein Freund Eobanus Hessus ihm einmal scherzend geschrieben, er sei „ein Drache, der Nektar und Ambrosia hauche, dessen Briefe süß wie Honig schmecken". Das Jahr 1521 aber wurde ein Wendepunkt in seinem Leben; da blickte er zum ersten Male dem gewaltigen Mann ins Auge, vor dem des Erasmus Stern bald erbleichen sollte. Es war am 6. April, als Luther auf seinem Heldengang nach Worms Erfurt erreichte. Bei Johann Lange im Kloster hatte er sich angesagt. Justus Jonas war ihm schon bis Weimar entgegengereist. Abgesandte der Universität, der Rektor Crotus Rubianus an der Spitze, unter ihnen auch Hessus und Drach, begrüßten den Reformator feierlich an der Grenze des Erfurter Gebiets. Diese Teilnahme an den Empfangsfeierlichkeiten mußte Drach büßen. Am Tage nach Luthers Abreise, am 9. April, kam er zur gewohnten Stunde auf das Severistift; aber der Dechant Doliatoris riß ihm sein Ornat vom Leibe und wies ihn aus dem Chor, da er dem Bann verfallen sei. Doch wurde der Dechant auf Drängen des Universitätsrektors Crotus und wegen der drohenden Haltung der Studentenschaft veranlaßt, den Gebannten wieder loszusprechen und in seine bisherigen Aemter zuzulassen. Erst die Ende Juni ausbrechende Pest bewog Drach, wie auch zahlreiche andere Universitätslehrer, Erfurt zu verlassen. Etwa zwei Wochen zuvor hatte das berüchtigte Pfaffenstürmen dort stattgefnnden, ein Volksaufruhr, in welchem mehrere Priesterhäuser gestürmt und geplündert worden waren. Ein Feind Drachs [1]) hat drei Jahre später ihn be-

[1]) Am Schluß seines „Wahrhaftigen Berichts", der aber Wahrheit und Unwahrheit vermischt, charakterisiert er sich selbst folgendermaßen:
„Heinz von Scharffenstein bin ich genannt,
Den strafwürdigen Priestern im Stift Mainz bin ich wohl bekannt,
Bin geordnet zu ihrem ewigen Gasthalter und Wirt;
Welcher aus ihnen mir zu Gast geschickt wird,
Der bedarf sich wahrlich nit hoch freuen,
Denn er zu ewigen Tagen Sonn oder Mond nimmer thut schauen."

schuldigt: „Das ist der Drach, so in solchem Aufruhr und Lärmen mit dem wütenden Haufen vor andern gezogen und die Trommen geschlagen hat.“ Das kann nur ein nachträglicher Klatsch sein; denn in keinem der noch vorhandenen zwei offiziellen (ungedruckten) Berichte der kurmainzischen Beamten an den Erzbischof vom 27. und 28. Juni 1521 wird eine Beschuldigung gegen Drach als Anstifter des Aufruhrs ausgesprochen. Luther selbst sah in jenen Unruhen eine Anstiftung des Satan, der über die gute Sache Schande bringen wolle; „sie sind nicht die Unsrigen, die solches thun.“

Drach wandte sich zunächst nach Wittenberg, er folgte seinem Freund Jonas, der eben dorthin als Professor berufen war. Doch war seines Bleibens hier nicht lange. Gewiß zu Luthers großer Freude entschloß sich der begabte und gelehrte Mann, der Kirche als Prediger des Evangeliums zu dienen. Durch Vermittlung seines Verwandten Friedrich Weygand erhielt er, wie schon angedeutet, die neubegründete Pfarrstelle in Miltenberg, und zwar noch im Frühjahre 1522. Eobanus Hessus schickte ihm aus Erfurt sehnsüchtige Briefe nach; wenn jener freilich in einem Briefe seiner Freude darüber Ausdruck giebt, daß Drach an einem Ort weilen dürfe, wo er nicht blos seiner Heimat nahe sei, sondern der so ruhig sei, daß er da wissenschaftliche Studien pflegen und die schönste Muße genießen könne, so befand er sich hinsichtlich des zuletzt Erwähnten sehr im Irrtum. Nicht wissenschaftliche Muße, sondern schwere Kämpfe erwarteten dort den ersten Prediger des Evangeliums, dessen nächste kirchlichen Amtsgenossen und Vorgesetzten von einem Fanatismus, wie ihn jener Scharffenstein bezeugte, beseelt waren. Der Landesherr selbst zwar, Kardinalerzbischof Kurfürst Albrecht von Mainz, hatte damals eine immerhin noch zweideutige Haltung in der ganz Deutschland bewegenden religiösen und kirchlichen Frage beobachtet. Schwerlich aber hat Drach mit Rücksicht darauf etwa auf ein bequemes, ruhiges Amtsleben in Miltenberg gerechnet. Nicht als Erasmianer, sondern als Lutheraner trat er sein neues verantwortungsvolles Amt an; und wir haben Grund anzunehmen, daß ihn ein im evangelischen Glauben wurzelnder

starker, freudiger Mut, der vor Kämpfen nicht zurückschreckte, dorthin begleitete.

Wir haben zwei durch eine nur mehrwöchentliche Abwesenheit gesonderte Abschnitte seiner dortigen Wirksamkeit zu unterscheiden. „Zum Frühjahr erwarten wir Dich mit Freuden, wenn Du Wort hältst“, schrieb ihm zu Anfang 1523 Eobanus Hessus. Drach nämlich hatte ihm mitgeteilt, daß er auf der Durchreise nach Wittenberg bei ihm in Erfurt vorsprechen wolle. In der That hat er dann im Frühsommer 1523 einige Zeit in Wittenberg geweilt, nicht nur um sich dort mit den Reformatoren über die kritischen Verhältnisse seiner Miltenberger Gemeinde zu besprechen, sondern auch um dort zum Doktor der Theologie zu promovieren. Diese Promotion geschah auf Luthers besonderes Drängen, der damit gegen die durch Andreas Bodenstein von Carlstadt damals in Gang gebrachte Verachtung des wissenschaftlichen akademischen Studiums thatsächlich protestieren wollte. Jener schon erwähnte Scharffenstein hat über diese Wittenberger Reise die boshafte Bemerkung gemacht: es sei ihm angelegen, „gen Wittenberg zu ziehen und um der weltlichen Ehre willen, in eines Goldschmieds Haus hinter dem Ofen, Doktor der h. Schrift zu werden, damit er seinen väterlichen Zunamen Drach möchte verändern und gar zierlich Dr. Carlstadius genannt werden.“ Wir dagegen werden annehmen dürfen, daß er als geschworener Doktor der h. Schrift nun vollends es als sein Recht und heilige Pflicht anerkannt hat, das lautere unverfälschte Gotteswort den römischen Satzungen zum Trotz weiterzuverkündigen. Er ist dann nach Miltenberg zurückgekehrt, aber schon im September 1523 brach über die Stadt die Katastrophe herein, die sie ihres ersten evangelischen Predigers beraubte.

Bereits im ersten Zeitraum seiner Miltenberger Amtsthätigkeit von Frühjahr 1522 bis 1523 hat er nicht blos bauen können, sondern kämpfen müssen. Gottes Wort rumorte, es konnte nicht anders sein. Aus der Feder eines der gewandtesten und leidenschaftlichsten literarischen Bekämpfer der Reformation, des Johann Cochläus, der damals Dechant der Liebfrauenkirche in Frankfurt a. M. war, besitzen

wir ein interessantes Aktenstück, enthaltend 14 ketzerische Artikel „eines gewissen Miltenberger Pastors mit Namen Johannes Draco“ mit beigefügter Widerlegung derselben. Diese Schrift ist aber bereits i. J. 1522 verfaßt, also damals schon wollte die katholische Partei dem unbequemen evangelischen Pastor den Prozeß machen; man sammelte Waffen gegen ihn, sparte sie aber, bis der günstige Zeitpunkt gekommen war, wo ein Angriff sicheren Erfolg versprach. Worin bestanden denn nun die von Cochläus aufgezeichneten Ketzereien Drachs? Er habe öffentlich gelehrt, — heißt es — das Fasten zu bestimmten Zeiten sei für die Christen keine Pflicht, man dürfe alle Tage Fleisch essen; ja er selbst habe sich nicht gescheut, in der letztvergangenen Quadragesimalzeit im Gasthaus „zur Kron“ öffentlich die kirchlichen Fastengebote zu übertreten; ferner habe er gepredigt: Messe feiern, Horen singen, Vigilien halten nütze weder den Verstorbenen noch erwürbe es Lebenden ein Verdienst; die Messe, die von einem bösen Priester oder nicht in richtiger Form celebriert werde, sei nutzlos; die Laien müßten im h. Abendmahl auch Wein, nicht nur Brot empfangen; Heiligentage und überhaupt Festtage außer Sonntag zu beobachten, sei niemand verbunden; die üblichen Prozessionen habe er verboten und obenein noch gesagt: „Ich bitt dich um Christi Jesu Blut willen, du wollest nit wallen oder mit den Kreuzen gehn, denn es ist eitel nichts“; und in der That seien in Folge dieser teuflischen Verführungskünste die üblichen Prozessionen in Abgang gekommen zum Schaden der göttlichen Verehrung und den päpstlichen Anordnungen zum Trotz. Weiter habe er gesagt, auch die Priester dürften ehelich werden, natürlich, um ihre Sinnenlust zu entfesseln; ferner: die Satzungen der Päpste und Konzilien gegen vorstehende Behauptungen seien unverbindliche Menschensatzungen. Auch habe er gepredigt, zur wahren Buße genüge die Zerknirschung des Herzens ohne die mündliche Beichte. Und zu all diesen scheußlichen und anmaßenden Ketzereien sei noch ein Zwiefaches hinzugekommen: Drach habe entgegen der alten kirchlichen Ordnung sich geweigert, den Altardienst mit Horensingen und Messelesen zu versehen, habe aber nichtsdestoweniger die dafür ausgesetzten Stiftungsgelder,

die sogenannten Präsenzen, für sich beansprucht und habe in dieser Angelegenheit als ein rechter Feind des Friedens und der Brüderlichkeit die Bürgerschaft und den Rat gegen seine Amtsbrüder, die Altaristen, aufgehetzt. Auf die letztgenannten Verhältnisse geht Scharffensteins erwähnter Bericht in seiner Manier näher ein: Drach habe gleich beim Amtsantritt den Eid verweigert, der Pfarrkirche Statut und Gewohnheiten zu halten; ferner „kam er die Woche nimmer in die Kirche, hielt sich bischöflich, Sonntags trat er mit zwei Schülern in die Kirche, gleich als ob er St. Peter selbst wäre, wollte nichtsdestoweniger Präsenz haben“, während die armen Altaristen in winterlicher Zeit früh und spät in der Kirche sein und mit Messelesen und Singen die Präsenz hätten verdienen müssen; er brauche wohl acht Tage zum Studieren für die Predigt. Die durch ihn bearbeitete Bürgerschaft habe dann die armen Priester gedrängt, nachzugeben, so daß ihm der Eid erlassen und doch die Präsenz gegeben worden sei.

So erschien Drachs Wirksamkeit in feindlicher Beleuchtung. Die Angelegenheit mit jenen Präsenzen ist nicht recht klar; vermutlich hatte der evangelisch gesinnte Rat bei Drachs Anstellung ihm einen Anteil derselben als Gehalt ausgesetzt, weshalb die Altaristen auch zur Nachgiebigkeit sich genötigt sahen. Und daß Drach von vornherein sich weigerte, den herkömmlichen Altardienst, in dem er mehr Götzendienst als Gottesdienst sah, mitzuverrichten, das war eine notwendige Folge seiner an Gottes Wort gebundenen Glaubensstellung. Seltsam mochte es freilich zuerst den an das katholische Kultusgepränge gewöhnten Leuten vorgekommen sein, daß nun an Stelle der täglichen Messe die sonntägliche Predigt in den Mittelpunkt des Gottesdienstes gerückt worden war, daß nur das Wort Gottes allein und der Glaube allein das die Seligkeit Bedingende sein sollte, nicht aber die gehorsame Unterwerfung unter die Gebote der Päpste, Konzilien und der Priester. Unrichtig ist übrigens sicher Scharffensteins gehässige Behauptung, Drachs Thätigkeit habe sich ganz auf die sonntägliche Predigt beschränkt. In seinem ersten Brief aus Wertheim ermahnt er selbst die Gemeinde: „Die Lektion zur Frühmeß laßt

nit abgehen.“ Wir haben auch von einem Augenzeugen, Michael Fink, die interessante Notiz, daß Drach Frühgottesdienste in der Woche eingerichtet habe; von einem Wochentag heißt es da: „Des Morgens um fünf hub der Kaplan an zu predigen aus dem Buche (d. h. wohl aus Luthers Kirchenpostille), wie es der Pfarrer angerichtet hatte.“ Und wenn wir jenes von Cochläus überlieferte Verzeichnis der ketzerischen Lehren durchmustern, freilich alle jene Behauptungen widersprachen schnurstracks „der von alters her angenommenen Gewohnheit der [römischen] Kirche“ und vom Standpunkt der ihre Vorrechte eifersüchtig festhaltenden Hierarchie waren das alles „irrige, ketzerische und abscheuliche Anmaßungen“, wie Cochläus oder seine Quelle urteilt. Aber Drach hatte in seinem Kampf wider alle jene kirchlichen Gewohnheiten, Satzungen, Machtsprüche einen starken Bundesgenossen an seiner Seite, nämlich das Wort Gottes und den Sohn Gottes, der nicht gesagt hat: ich bin die Gewohnheit, sondern: ich bin die Wahrheit.

Drachs Wirksamkeit verzehrte sich nicht in Kampf und Streit; er selbst tadelt die Prediger, „die nichts anderes können, denn wider die Pfaffen schwärmen.“ Im Grunde war doch sein ganzes Streben darauf gerichtet, durch das kraft- und geistvoll verkündigte Evangelium seine Gemeinde zu erbauen und zu stärken in rechtschaffenem Glauben, werkthätiger Liebe und geduldiger Hoffnung. Seine drei späteren Sendschreiben an die Miltenberger bezeugen das deutlich. Wir werden darüber noch Genaueres zu sagen haben, hier sei nur eine bedeutsame Stelle aus seinem ersten Brief von Wertheim aus vorweggenommen, er schreibt da: „Nie seliger ist Miltenberg gewesen, denn jetzt, so die Ceremonien niederliegen und herrscht allein das Wort Gottes, welches Eure Seelen heilig macht. Ich bitt Euch aber vor dem Angesicht Gottes und Christi: laßt alle Ding liegen und lauft zur Predigt. Die Lektion zur Frühmeß laßt nicht abgehen. Besser ists keine Meß, denn keine Predigt. Laßt Euch arme Hausleute befohlen sein und alle Feiertage zur Notdurft der Armen sammeln, wie Ihr mir zugesagt und ich Lorenz Weiß dazu bestellt.“

Der treuen tapferen Arbeit Drachs fehlte es nicht an

Erfolg. Die Mehrzahl der Bürgerschaft und des Rats waren entschiedene Anhänger des Evangeliums, voran der Amtmann Friedrich Weygand, Drachs Vetter, und der Bürgermeister Niklas Clein, „dieser Sachen ein gerichter Leithammel" (wie Scharffenstein ihn nennt). Neben dem Prediger wirkte als sein treuer Mitarbeiter der Kaplan Antonius Scherpfer.

Wirksame Förderer der evangelischen Bewegung waren jene zwölf Altaristen oder Meßpriester, die durch ihre Frivolität und Unsittlichkeit sich verächtlich gemacht hatten. In jenem Jahr 1523 erschien eine „Anklage der Stadt Miltenberg wider die Pfaffen daselbst", die in 27 Artikeln scheußliche Sachen zu melden weiß; „diese Artikel haben die Bürger plötzlich und eilends gesammelt, daß sie einen Gegenwurf hätten, womit sie die Priester verklagten, welche sie beweisen können, aber man hat sie nicht wollen hören, und sind diese Artikel von einem Fremden abgeschrieben und in Druck gegeben." Darin wird erzählt von Urkundenfälschung, Diebstahl, Beleidigung, Bedrohung, Vergewaltigung, Ehebruch und Unzucht in vielen Fällen, nächtlichen Saufgelagen und Schlägereien, während am Morgen danach die heiligen Leute ganz ungeniert wieder Messe lasen; „und den Buben sollen wir glauben, Gottes Wort sollen wir nicht glauben!" „Herr Johann Herdan, der Dechant, hat 4 Messen für einen Hund gelesen, 3 Messen um einen Vogel gehalten. Das heißt Christum wohlfeil verkauft!" rc. Selbst jener Scharffenstein deutet in seinem Bericht an, die Priester seien hernach ernstlich zur Züchtigkeit und Ehrbarkeit vermahnt worden, was sie unzweifelhaft beherzigen würden. Diese Leute, welche Drach in seinen Predigten offen als Gotteslästerer und Ehebrecher strafte, hatten aber in Miltenberg einen mächtigen Freund und Beschützer an dem Schultheiß Conz von Aulenbach; wenn der gerufen ward, gegen das unzüchtige Treiben der Priester einzuschreiten, so kam er nicht, „denn — so heißt es in jener Anklage — er ist selbst wurmessig." Ein noch einflußreicherer Protektor der Altaristen war Conrad Rucker oder Ricker, kurmainzischer Kommissar und Kanonikus in Aschaffenburg, der erbittertste Feind Drachs. Bei diesem „Schlänglein von Aschaffenburg"

und auch beim dortigen bischöflichen Vitztum Philipp Echter fanden alle Anklagen gegen den evangelischen Pfarrer Miltenbergs williges Gehör. Von den genannten Führern der altgläubigen Partei war ein Ketzerprozeß gegen Drach längst vorbereitet. Wir erwähnten schon jenes aus dem Jahre 1522 stammende Aktenstück, das Cochläus bearbeitet und später veröffentlicht hat. Vermutlich hat man dann Drachs zeitweilige Abwesenheit in Wittenberg während des Frühsommers 1523 dazu benutzt, um alle Vorbereitungen zu einer wirksamen Durchführung des Prozesses zu vollenden. Darf man Scharffensteins Angaben trauen, so wurde Drach seit Johanni (1523) dreimal vom Kommissar Rucker zum Termin nach Aschaffenburg vorgeladen. Statt seiner erschien nach der ersten Citation eine Deputation des Rats, bestehend aus Weygand und zwei Ratsmitgliedern, um Rucker zu bitten, der Prozeß gegen ihren Pfarrer möge niedergeschlagen oder ihm wenigstens erst eine Kopie von den angeblich ketzerischen Artikeln zugestellt werden. Aber dazu verstand sich der Kommissar nicht, und weil Drach der wiederholten Vorladung unter diesen Umständen nicht folgte, so wurde die Exkommunikationsurkunde wider ihn ausgefertigt. Erst fand man keinen Boten dafür, dann wurde sie dem Amtmann Weygand und dem Schultheiß Aulenbach amtlich mit dem Befehl zugestellt, sie im Namen des Erzbischofs der Gemeinde bekannt zu machen. Nur mit Mühe wurde ein Altarist gewonnen, welcher in Gegenwart jener beiden Amtspersonen am Tage Mariä Geburt (8. September 1523) die verhängnisvolle Urkunde in der Kirche vorzulesen bereit war. Als die versammelten Personen den Namen nennen hörten, brach ein Sturm der Entrüstung los, das empörte Volk drängte gegen den Pfaffen vor. Und wäre Drach nicht eilends aus der Sakristei gelaufen, hätte er nicht das Volk beschwichtigt, den Pfaffen vom Altar gerissen und in die Sakristei geschlossen, Gott weiß, wie es jenem ergangen wäre. Der Vorleser entfloh nach Würzburg. Drach selbst verwaltete sein Predigtamt noch einige Zeit, ohne des Bannes zu achten. Rat und Bürgerschaft sandten nun eine zweite Supplikation nach Mainz, doch kam der ungnädige Bescheid zurück, sie sollten den Pfarrer hinwegthun bei Verlierung

Leibes und Gutes. Da baten sie selbst ihn, eine Zeit lang zu weichen, und gaben ihm zu Schiff Main aufwärts bis Wertheim das Geleit, während der Kaplan Anton Scherpfer bei ihnen zurückblieb. Eine Pforte, durch die Drach der Sage nach die Stadt verlassen haben soll, heißt heute noch das Lutherthörlein. Sein Abschied aus Miltenberg ist, wie man sich denken kann, nachträglich von seinen Feinden aufs gehässigste gedeutet worden. So nennt ihn Cochläus einen treulosen, feigen Menschen, der, nachdem er das Miltenberger Volk zu Ketzerei und Aufruhr gegen den Landesfürsten, den Erzbischof von Mainz, verführt, weder die Untersuchung noch das Urteil abwartete, sondern nichtswürdig entfloh, das verführte Volk in Gefahr zurücklassend. Andrerseits konnte Drach in seinem Wertheimer Brief schreiben: „Was meinen Abschied von Euch antrifft, wisset Ihr, daß es mit großer Beschwerd meines Herzens geschehen und von Euch erbeten ist." Und später in seinem Wittenberger Brief, worin er sich freilich gegen das Murren einiger seiner Anhänger verteidigen mußte: „Ja, sagen die Andern, du liegst dort und läßt uns hier stecken. Wer ist eine Ursach meines Abschieds? Ists nicht Eure Liebe? Bin ich nicht von Euch erbeten zu weichen? Oder hab ich nicht Euren Nutzen darin gesucht?" Wir werden ihm das aufs Wort glauben und doch urteilen dürfen, daß das heldenmütige Ausharren des Kaplans Anton Scherpfer an dem gefährdeten Platz uns sympathischer ist.

Alsbald nach Drachs Abreise fühlten sich die Altaristen nicht mehr sicher in der Stadt. Gewiß werden herbe Drohworte wider sie gefallen sein, von Thätlichkeiten weiß Scharffenstein doch nur zu berichten, daß einem Priester die Hausthür aufgetreten wurde, ferner daß ein Altarist und des Schultheiß Knecht verwundet worden seien; auf die Beschwerde des letzteren habe der Bürgermeister Clein blos gesagt: „Geh, laß dich binden!" So machten sich denn die Altaristen davon zu ihrem Freunde Rucker nach Aschaffenburg und verklagten die Miltenberger Bürger, daß sie sie erschlagen wollten. Diese aber protestierten dagegen und behaupteten, daß die Priester „unverjagt geflohen" seien, schickten deshalb auch noch einmal eine Gesandtschaft an

den obersten Statthalter Dr. Zobell nach Mainz, die aber unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte.

Auf diese Lage kommt Drach in seinem Wertheimer Sendbrief zu sprechen: „Jetzt werdet ihr versucht von Gott in dem, daß all Eure Priester unverjagt aus der Stadt laufen, lügen, trügen wider Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, kurz wider ihr Vaterland und mich Armen.“ Er mahnt dann, sie sollten Gott bitten, daß niemand in Versuchung falle, denn durch ihre Ungeduld würde das Evangelium geschändet. „Das rede ich vor Gott; wenn dem ärgsten Feind meinethalb etwas geschähe, wollt ich, daß ich Miltenberg nie gesehen hätte.“ „Ihr seid meine Zeugen, daß ich meinen Brüdern den Priestern nie Ursach geben hab, daß sie meine Seel suchen; beißt sie Gottes Wort, wer bin ich, daß sie mit mir zürnen?“ Die Anklage wider sie, als hätten sie die Priester verjagt, sollten sie mit Geduld tragen, Conrad Rucker nicht fürchten und Gott bitten, daß er ihre Feinde erleuchte. Kämen die Priester zurück, so sollten sie ihnen „das Erdreich gönnen“ und alles dem Urteil des himmlischen Richters anheimstellen, wie auch er (Drach) selbst seine Verteidigung gegen seinen Todfeind Conrad Rucker zurückgelegt habe. Eine Frucht des rechten Glaubens sei, Liebe und Friede mit allen Menschen haben. Es werde ihm selbst nicht schwer, seine Feinde zu lieben, denn die Feindschaft wäre doch von Gott verhängt, der den Glauben durch die Anfechtung probieren wolle. Sie sollten auch verzeihen können. „Ein hoher mächtiger Geist ists, der Gott über alle Dinge liebt und um Gottes willen alle, die ihm Leids thun, zu gering achtet, daß er sich gegen sie räche, und ein solcher Geist sieht durch die Liebe in den Abgrund der Gottheit und bekennt, daß kein göttlich nützer, lustiger Ding von Gott kommen sei, denn die Lieb Gottes und aller Menschen.“ — Ich füge hier auszugsweise noch einige Sätze und Gedanken aus dieser inhaltsreichen Epistel an. Im Eingang heißt es: „Wollt Gott, daß ich nit von Euch gerissen wär, denn Ihr die Erstling seid meines Predigens. Ich bitte Gott, daß er seinen heiligen Namen in Eurer Stadt rasten lasse ewiglich. Wisset, daß ich in meinem Abwesen hitziger im

Geist bin gegen Euch und hoffe, Ihr sollt bald sehen das Heil Gottes, nämlich wie der Endchrist mit dem Mund des Herren Jesu vertilgt und Gottes Name allein erhöhet wird in aller Welt.“ Ausführlich geht er dann auf die evangelische Grundlehre von der Glaubensrechtfertigung ein und stellt sie gegen Mißverständnisse sicher: Durch Glauben allein gerechtfertigt, seien wir doch schuldig allezeit, Werke des Glaubens und der Liebe zu thun, doch ohne darauf zu trauen oder zu trotzen. Gottgefällig sei nur das Werk, das Gott in uns wirkt, der Glaube an Jesum und die Liebe gegen den Nächsten. Es müsse aber ein jeglicher besonders glauben, Christus sei für uns gestorben. Erst aber solle man auf Anregung des Geistes Gott die Sünde beichten, dann flugs vor sein Angesicht treten. „Wie kann Christus dir versagen, wenn du kommst und betest im wahren Geist? Denn Christus ist unser gnädiger Herr.“ Wer aber auf die Gnade Gottes und Christi sündigt, des Verdammnis sei ganz recht. „Hat dir Gott alle Sünden geschenkt durch Christum und giebt dir das ewige Leben ohn Verdienst, willst du Gott nicht darum danken?“ Durch das Hören des lebendigen Wortes und öfteres Gehen zum Tisch Jesu sollten sie den Frieden mit Gott erhalten. Dann folgt eine Warnung vor Heiligenanbetung, Wallfahrten, Festhalten an päpstlichen Ceremonien: des Endchrists Jünger seien, die sich halten an die Kreaturen und Nothelfer und nicht an das Haupt aller Heiligen, Christum. „Hütet Euch vor Vigilien, Salven und Ceremonien, die für Euch Geldes halben geschehen. Laßt der Toten Gräber unbesprengt mit Weihwasser. Die auf ihrem alten Glauben bleiben wollen, die laßt zum Weihwasser laufen; laßt sie Jahrtage stiften, denn die Toten warten dort darauf, daß man hier Erste, Siebente, Dreißigste laß halten;[1]) Eure Apostel warten auch darauf, daß sie auf die Stuben zum Wein gehn und spielen mögen.“ „Nicht wunder ists aber, daß man die Meß für

[1]) Gemeint sind Totenmessen, die man am 1., 7., 30. Tag oder am Jahrestag nach dem Abscheiden eines Angehörigen für sein Seelenheil lesen ließ. Die Meßpriester hatten ein Interesse an der Häufung solcher frommen Stiftungen, denn sie wurden dafür bezahlt.

die Toten verkauft, so Ihr auch etliche findet (das Schand ist zu reden), die drei Messen für einen Vogel und vier für einen Hund gelesen haben. O Gott, ist dein Sohn Jesus darum gestorben, daß man ihn wider die Meinung deines h. Wortes und dazu für Hunde opfert!“ Am Schluß heißt es: „Grüßt Friedrich Weygand, denn er väterlich handelt gegen die Gemeine Gottes, Antonium meinen Mitgenossen im Evangelio haltet freundlich, desgleichen Johann Schonlein seid förderlich, daß er bei Euch bleib. Bittet Gott für mich! 1523. Aus Wertheim.“ —

Bald nachdem die Miltenberger diesen wohl in der ersten Hälfte Oktobers verfaßten Brief erhalten hatten, brachen furchtbar schwere Tage über die Stadt herein. Die Gegner hatten beschlossen, das Evangelium mit Gewalt auszurotten, und den entscheidenden Schlag klug vorbereitet. Am Donnerstag nach St. Galli d. i. am 20. Oktober 1523 trafen nach vorheriger Anmeldung Domherrn und Statthalter teils zu Pferde teils zu Schiff ein. Die Miltenberger sahen in ihnen offenbar nur die längst erwartete Untersuchungskommission, an Ueberrumpelung durch Gewaltthat dachte wohl niemand. Aber auf List und Gewalt war alles zugerichtet. Nachmittags um vier Uhr war zuerst der Hofmeister mit etwa 30 Berittenen im Schloß angekommen und hatte ohne Aufsehen sofort den treuen Amtmann Weygand gefangen gesetzt. Als am Abend auch die Domherren eingetroffen waren, versicherte man sich mit Gewalt der Personen der Thorschließer, und den Turmwächtern ward geheißen in derselben Nacht nicht zu rufen. Aber die Statthalter und Domherrn hatten das einfältige Bauernvolk aus den Dörfern ringsum aufgeboten, das versammelte sich nun heimlich in der Nacht vor Miltenberg. Da ist Conz von Aulenbach, der Schultheiß, fröhlich geworden und hat um 1 Uhr nach Mitternacht einen Teil der bewaffneten Bauern hinten zum Schloß hineingelassen, die andern aber wurden um die Stadt vor die Thore gelagert, um am nächsten Morgen früh auf ein verabredetes Zeichen in die Stadt zu fallen. Freitag früh um 5 Uhr läutete es und hielt der Kaplan den gewöhnlichen Frühgottesdienst; ursprünglich war der Domherren Plan gewesen, hier den Kaplan und alle in

der Kirche versammelten Christen zugleich zu fangen, aber die Verabredungen hatten nicht gestimmt. Nach der Frühpredigt läutete es noch einmal, die Bürger glaubten, sie sollten aufs Rathaus zusammenkommen, gingen zum Teil hin. Da fielen die Reisigen und Fußbauern aus dem Schloß in die Stadt, Conz von Aulenbach, wie Judas voran, rief: „Stecht tot! stecht tot!" Gleichzeitig brachen die Bauern, mehrere hundert an der Zahl, vom Oberthor, Unterthor und Mainthor in die Straßen und stürmten gegen die Christen, die teils niedergeworfen, teils gefangengenommen wurden. Alle Bürger mußten nun unbewaffnet aufs Rathaus kommen. Da sprach der Hofmeister: „Ihr habt meines gnädigen Herrn Gebot nicht gehalten." Hans Schmid wagte eine Entschuldigung anzufangen, man ließ ihn aber nicht reden. Zur selben Stunde wurde ein Zettel verlesen, darauf die Namen derer standen, die die Chorherren insonderheit verklagt hatten, es waren Niclas Clein der Bürgermeister, Lorenz Weis, Johannes zur Cron, Linhart Satler, Endres Bender, Paul Leyneweber, Lorenz Lucas, Hans Knorr, Hans Butzbach, der alte Dürr, Ditz Schiffmann u. a. Die Verlesenen mußten auf eine Seite treten, wurden zwischen die Rosse genommen, so aufs Schloß geführt und dort ins Gefängnis geworfen. Danach stürmten die Bewaffneten vor das Pfarrhaus; sie meinten, der Pfarrer selbst wäre anwesend, aber die obersten Priester wußten, daß er nicht da war, sondern nur der Kaplan. Dieser hatte sich in das Nachbarhaus zu Frau Walpurg geflüchtet. Als man niemanden im Hause fand, zerschlug man alles, was man darin fand, die Bücher wurden zerrissen und auf die Gasse geworfen. Da ließ der Vitztum Philipp Echter ausrufen durch die ganze Stadt: wer den Prediger herberge, den wolle man greifen zu Leib und Gut. Danach hat Frau Walpurg dem Kaplan gesagt, sie wolle es anzeigen. Darauf er: „In Gottes Namen!" Das that sie denn und hieß lange Zeit in der Stadt die Judassin. Auf die Meldung hin stieg der Vitztum vom Roß und ging mit etlichen Soldaten in das bezeichnete Haus, ein Reitersmann voran die Stiege hinauf. Da ist der Kaplan herabgekommen und hat gesagt: „Sei gottwillkommen, lieber Bruder, was

willst du? mich erwürgen? da bin ich!" Als sie draußen waren, drängten die wütenden Bauern heran und stachen nach dem Prediger, aber der Reitersmann wehrte sie ab. So führten sie ihn aufs Schloß, wie er stand und ging, er hatte nur ein Leibröcklein an und nichts auf seinem Haupt. Unterwegs sprach er: „Mir geschehe, wie Gott will! Christus ist bei mir, der wird mich stärken bis ans Ende." Als sie vor das Schloß gekommen, hat er herabgeblickt auf die Stadt, seine Hände gen Himmel erhoben und Gott gedankt. Während die Domherren tafelten, wurde er ihnen vorgeführt. Sie fragten, warum er keine Platte trüge? Er antwortete: „Platte oder nicht, vor Gott ists gleich." Sie: was eines Priesters Amt sei? Er: sie sollten's ihm doch sagen! Da schwiegen sie. Dann fragten sie: was er predigte? Antwort: Das Evangelium. Danach ließen sie ihn abführen zum Turm und gefangen legen.

So verging der Freitag. Die ganze folgende Nacht hindurch waren Bewaffnete in und außerhalb der Stadt gelagert. Auch hatte der Schultheiß den Bürgern die Schlüssel abgenommen.

Samstag früh mußten die Bürger alle unbewaffnet wieder auf dem Rathaus erscheinen. Gewappnete standen ringsum. Gegen die Anklagen der Pfaffen durfte niemand sich verteidigen. Es wurden ihnen aber eine Reihe von Artikeln geboten folgenden Inhalts: Ihr Pfarrer sei ein Verführer, seine Predigt falsch; „wißt ihr nicht, daß alle Lutherische Bücher verdammt sind zu Worms?" Käme der Pfarrer wieder, so sollte ihn der Schultheiß von der Kanzel herabstürzen. Der Kaplan habe keine Platte, er sei wohl ein Diebhenker. Ob sie jedem Buben glauben wollten? Sie sollten glauben, was ihre Eltern geglaubt, Vigilien halten, den Pfaffen Zins, Gut, Zehnten geben, die Toten begehen lassen, und opfern, wie früher. Die Männer sollten ihren Weibern die Mäuler stopfen, daß sie nichts mehr von dem Pfarrer redeten. Nützer als die Bibel lesen sei ihnen Wein und Korn lesen. — Als die Statthalter ihnen vorwarfen, sie seien treulos gegen ihren Bischof und müßten darum Strafe leiden, haben sie sich auf den Bischof selbst berufen, aber jene verboten ihnen bei Leib und Gut, an

den Bischof zu schreiben, und nahmen ihnen einen Eid ab, daß sie keinen andern Herrn suchen wollten als den Bischof von Mainz. Das haben die Bürger auf dem Rathaus geloben müssen wie Biederleute und freie Christen, die auch bei ihrem Herrn bleiben wollen, die Gewaltthat Gott anheimstellend.[1]) Als nun aber die Bürger ihre Anklagen gegen die Pfaffen vorbringen wollten, wurde ihnen das nicht verstattet.

Nach Abschluß dieser Verhandlungen zogen die bischöflichen Räte und Priester in die Kirche zur Messe, orgelten und ließen das Te Deum singen; denn sie hatten, wie Scharffenstein urteilt, „ein in Wahrheit notdürftig (notwendig), selig und gut Werk“ vollbracht. Ein anderer Berichterstatter, Michael Fink, meint, sie hätten ihren alten Glauben wieder erlogen und Christum aus der Kirche verjagt. Zur Sicherung des vollbrachten Werkes wurde ein Haufe Kriegsleute zurückgelassen, welche nötigenfalls die Widerstrebenden mit Gewalt zur alten kirchlichen Ordnung treiben sollten. Die von einem gläubigen Katholiken verfaßte Chronik der Stadt Miltenberg, welche aus dessen Nachlaß neuerlich (1890) der Magistrat veröffentlicht hat, berichtet noch Folgendes: „Die ganze Geschichte endete mit einer für die Stadt Miltenberg höchst traurigen Execution, indem einige der Rädelsführer (die Sage behauptet, es seien Magistratsmitglieder gewesen) auf dem öffentlichen Platz der Pfarrkirche gegenüber enthauptet worden sein sollen. Noch in den 1780er Jahren konnte man in einem Zimmer oberhalb der Sakristei der Pfarrkirche neben der Bibliothek den schwarzen Stuhl sehen, auf welchem sie gesessen, als ihnen der Kopf abgeschlagen wurde.“ Die uns vorliegenden Quellenschriften reden unbestimmter; die eine von „etlichen Heiligen und Märtyrern“, die andere von „zween Märtyrern

---

[1]) Man vergegenwärtige sich die Thatsache, daß ihr Bischof zugleich Kurfürst war, daß also geistliches und weltliches Regiment in einer Hand lag und eine Auflehnung gegen die kirchliche Ordnung daher formell sofort als Aufruhr gegen den Landesherrn gedeutet werden konnte. Wie viel schwere Gewissenskämpfe mag damals die unselige Vermischung politischer und kirchlicher Gewalt verursacht haben! Ebenso konnten einst die Apostel Aufrührer gescholten werden, weil sie Gott mehr gehorchen wollten als den Menschen.

im Turm.“ Vielleicht ist die Hinrichtung, die freilich an sich in jener Zeit nicht unwahrscheinlich wäre, doch nur eine Sage.

Als Drach von der Katastrophe des 20. Oktobers Nachricht erhielt, war er nicht mehr in Wertheim, sondern in Nürnberg. Unter dem frischen Eindruck des Gehörten verfaßte er dort am Donnerstag nach Martini 1523 voll tiefster Herzensbewegung eine Bittschrift an den Landesherrn Kurfürst Albrecht von Mainz „von wegen der Bürger und Gefangenen zu Miltenberg.“ Er führt darin aus: Die arme Gemeinde habe nicht wider den Kurfürsten gesündigt, unschuldig der Wahrheit halben sei sie gestürmt, und ihr auch verboten, dem Landesherrn davon zu klagen oder zu schreiben. Die Steine würden schreien, wenn man dazu schweigen wolle. „Unverurteilt martern und peinigen ist wider Gott und kaiserliches Recht und Freiheit; ich begehr die Armen ledig und zur Verantwortung kommen zu lassen.“ „Euer Gnaden sind wohl nicht recht berichtet. Denn die Kinder auf der Gasse wissen, wie Conrad Ricker wider das Evangelium Christi, und die von Christo mehr glauben als vom Papst, allezeit gelogen und gefochten; jetzt greift er uns an mit dem nichtigen Bann, vermeint uns mit dem Strick kaiserlicher Majestät Mandats und päpstlichen Dekrets zu fahen. Wir haben den gottlosen Kommissarien lassen donnern und uns erboten, vor Euer Kurf. Gnaden als vor dem obersten Richter (des Erzstiftes Jurisdiktion damit unverachtet) zu beweisen, daß uns in allen Stücken Gewalt und Unrecht geschieht. Seht aber E. G., wie sich das Schlänglein von Aschaffenburg gekrümmt und sein Gift in viel Leut gepfiffen hat, ehe es der Christen Blut versucht und seinen Durst mit der Miltenberger Leid gelöscht hat! Denn so er mich, über all mein Erbieten, mit dem Bann übereilt, gebot er den Altaristen flugs darauf, sie sollten bei Verlust ihrer Pfründen aus der Stadt fliehen, auf daß ein Geschrei ins Land käme, die Miltenberger hätten ihre Pfaffen verjagt, so doch nie kein Miltenberger einem Pfaffen ein Leid gethan oder zu thun begehrt hat. Zudem hat er seine Söhne, die Altaristen, zu sich in sein Haus genommen, unterrichtet, wie sie den Statthaltern klagen und daneben

anzeigen aller Bürger Namen, die etwa die heiligsten Personen mit leichtfertigen Worten besprengt, und ist allezeit in allen Sachen (denn es ihm viel Geschenk gebracht) ein Schild der Altaristen gewest; also, daß man die Altaristen gern gehört, ihnen allein geglaubt, uns aber ists nie so gut worden.“ Er weist dann hin auf die Artikel der Gemeinde Miltenberg wider die Priesterschaft, deren jeder sträflicher sei als alle Miltenberger Sünden, und klagt über die erduldeten Gewaltthaten, daß alle Bürger gefangen worden seien, viele in den Turm gestürzt, das Evangelium zu lesen verboten, alte Freiheiten genommen, der Kaplan gefangen, kurz der Glaube an Christum mit Gewalt zu tilgen versucht worden sei. Das sei ganz wider Gott; wenn der Kurfürst nicht mit Ernst dagegen handle, so werde Gott ihm zürnen. Wenn er aber seine bischöfliche Gewalt brauche zu bauen, nicht zu brechen, so würden Kindeskinder Bischof Albrechts Gnade preisen; es gäbe nichts Fürstlicheres für ihn, denn daß er selbst gen Miltenberg ziehe und sehe, wie die Wölfe ein Gemetzel im Schafstall Christi zugerichtet. Daneben dankt er dem Bischof, daß er ein Jahr lang ihn zu Miltenberg frei habe Christum predigen lassen. Auf den von den Statthaltern in des Bischofs Namen ihm gemachten Vorwurf, daß er die Miltenberger durch neue Lutherische Predigt verführt habe, antwortet er: „Bringen sie des Zeugnis aus der Schrift! Was ich und mein Kaplan gepredigt, ist wahr, man wolle denn Christum und Paulum leugnen, wie Konrad Ricker thut. Wie wir gelehrt haben, wollen wir bekennen vor dem Gerichtstuhl Christi.“ Es werde dem Bischof verdacht werden, als könne er Gottes Wort im Erzstift nicht leiden, weil seine Statthalter zu den in der h. Schrift ungegründeten Ceremonien mit Gewalt treiben und den Glauben an Christum mit Gewalt verbieten. „So sie [die Miltenberger] jemand verklagt, stelle man die dar, die es von ihnen sagen und laß sie sich verantworten. Alsdann will ich meine Seele für die Gefangenen, meinen Kaplan und alle Miltenberger setzten. Findet man sie schuldig in einem Punkt, will ich mein Leben dargießen. Ist aber solch Gefängnis des Predigens und ihres Glaubens halben, wie am Tag liegt, erwachsen und sie überwunden

werden als Ketzer, will ich abermals für meine Brüder antworten oder brennen. Nichts ist an mir gelegen. So wird die Zeit, die nach uns kommt, mehr Christen tragen, denn Blumen." Schließlich begehrt er schriftliche gnädige Antwort, sonst sei er verursacht, die Sache weiter zu suchen. Schnelles Eingreifen thue not, denn, wie er höre, habe Gott allbereits zween Märtyrer im Turm gegeben. „Ich befehle mich — heißt es am Schluß — in E. G. Schutz und Schirm, auch die getreuen Friedrich Weygand und Johannes zur Kron und alle, die des Evangeliums halben beleidigt sind. Gegeben zu Nürnberg 1523 Donnerstag nach Martini. E. Kurf. Gn. armer unterthäniger Doctor Joh. Carlstadt, verjagter Pfarrherr zu Miltenberg."

Nur kurze Zeit kann Drach in Nürnberg geweilt haben. Sein eigentliches Ziel war Wittenberg. Um Weihnachten war er in Erfurt. Das mag ein schmerzliches Wiedersehen gewesen sein für ihn und seinen Eobanus Hessus, dem es bei dem Verfall der Universität auch kümmerlich genug erging. Die ganze Reise Drachs scheint gefahrvoll gewesen zu sein; er deutet das wenigstens in seinem später zu erwähnenden Wittenberger Brief den Miltenbergern an: „Bin ich in Rosen gesessen und Ihr habt allein gelitten? Wie ging es zu Wertheim? Wie auf dem Wege, da mich der Herr oft trieb bis an Tod? Wie zu Erfurt?"[1]) Er behielt aber seinen getrosten freudigen Mut; ein schönes Zeugnis dafür ist der zweite Trostbrief, den er in Erfurt am Christtage 1523 an die Miltenberger geschrieben hat. Einige Kernworte daraus: „Christus küßt seine Braut mit dem Kreuz." „Wo Christus gepredigt wird, da muß das Kreuz getragen sein." „Verfolgung ist die erste Staffel zum Himmel." „Miltenberg trägt das Kreuz anderen Städten zum Exempel." „Wir müssen untergehn, Gottes

---

[1]) Aus einer noch erhaltenen (ungedruckten) Antwort des Erfurter Rats an die kurmainzischen Räte vom 8. Januar 1524 ersehen wir, daß letztere den Stadtrat aufgefordert hatten, den sich angeblich in Erfurt aufhaltenden „Johann Drach, ausgetretenen Pfarrherrn zu Miltenberg", zu verhaften. In der Antwort der Stadtbehörde heißt es, daß der Gesuchte bereits vor zwei Tagen die Stadt verlassen habe.

Wort aber muß aufgehen.“ „Wo kein Kreuz ist, da ist kein Christ“: sie sollten Gott für das Kreuz danken, sich des Evangeliums nicht schämen; dies Leben sei doch nur eine Pilgerfahrt, der Tag des Todes besser als der der Geburt; sie seien nur angetastet an dem, das sie ohne dies bald verlassen müssen, die Seele könne ihnen niemand nehmen. So weh es ihm thue, daß Gott ihren Glauben so geschwind probiert habe, so sei ihnen dies doch nützer als aller Fried und Ehre. Sie sollten nur an ihre Taufe gedenken, dieselbe bedeute ja ein tägliches Begräbnis der Sünden und Auferstehen mit Christo. Neben den drei Zeugen im Himmel (Vater, Wort, Geist) seien drei Zeugen auf Erden: Geist, Wasser, Blut d. h. Glaube, Taufe, Verfolgung (1. Joh. 5); wo die drei Zeugen nicht sind, da sei auch kein Christ. — Dabei kommt er auch auf die besonderen Zustände der Miltenberger Christen zu sprechen. Er habe gehört, daß sie zum alten Glauben mit Gewalt gedrungen würden; da ist dies sein Rat: „Wenn sie [die Geldprediger] Euch von Christo abführen zu Creaturen, so schreit in Euren Herzen zu Gott: Herr, dich sollt man anbeten! Und so man Euch zur Abgötterei zwingt, legt Euren Willen nit dazu, so bleibt Ihr reine. Und wisset, daß Gott, der da sitzt auf Cherubim und siehet in die Abgründe, urteilt nit nach äußerlichen Werken oder Ceremonien, sondern nach dem Grunde des Herzens.“ Zum Schluß: „Bittet Gott ohn Unterlaß für unsere Brüder, Antonium, M. Christoffel, Pfarrherrn von Bischofsheim, und seine Diener samt allen Gebundenen Jesu Christi, und für mich!“

Jener Anton Scherpfer, Drachs Kaplan, war inzwischen nach Aschaffenburg gebracht. Am 13. November 1523 fand seinetwegen auf dem Rathaus zu Miltenberg ein Zeugenverhör statt. Der Prozeß endete, wie vorauszusehen, mit dem Urteil, daß er als Ketzer und Schismatiker schwer zu bestrafen, auch in die Unkosten zu verdammen sei. Ueber das Fernere verlautet nichts.

Auch gegen Drach ist die Untersuchung in Miltenberg am 18. Januar 1524 wieder aufgenommen worden, sie ergab 20 Anklagepunkte wegen Irrlehren und verdächtiger Handlungen, die im wesentlichen schon in den von Cochläus

verzeichneten 14 Artikeln enthalten sind; neu hinzugefügt zu sein scheinen einige Aeußerungen Drachs über den Mißbrauch der Brüderschaften, der Bilder und des Kirchenschmucks, der Stiftung von Jahrtagen, Benefizien ꝛc. Ueber den Fortgang dieses Prozesses sagt die Chronik Miltenbergs nichts weiter, aber sie bringt aus dem Taubergauer Kapitelsbuch die interessante Notiz, daß Heinrich Zink noch 1523 die Pfarrei Miltenberg erhielt, und zwar wird dieser, mit Uebergehung Drachs, als der erste Pfarrer zu Miltenberg nach der Absonderung von der Mutterkirche bezeichnet.

Im Januar 1524 wird Drach, von Erfurt kommend, in Wittenberg eingetroffen sein. Durch ihn erfuhr Luther nun Genaueres über seine Vertreibung und über die schweren Drangsale, welche die Miltenberger Christen zu ertragen hatten. In einem Brief an Spalatin vom 18. Januar 1524 erwähnt Luther beiläufig drei Verfolgungen, welche die Evangelischen im Herrschaftsgebiet des Mainzer Cardinals, des „unseligen Mannes“, erlitten hätten: in Halle, und vorher in Miltenberg und Halberstadt. Weil nun Drachs Bittschrift, die er am Donnerstag nach Martini 1523 von Nürnberg aus an Albrecht von Mainz um Anstellung eines geordneten Rechtsverfahrens gerichtet hatte, erfolglos geblieben war, mußte es ihm lieb sein, daß jetzt der Reformator selbst im Interesse der Miltenberger Gemeinde seine gewichtige Stimme zu erheben beschloß, umsomehr als die Nachrichten aus Miltenberg den Abfall mancher Evangelischen zu melden hatten. Dies vor allem bewog auch Drach, von Wittenberg aus noch eine dritte tröstende und mahnende Epistel an seine alte Gemeinde zu richten; er that es gleichzeitig mit Luther, wie aus seinem Vorwort hervorgeht, wo er sagt: „Luthers Trostbrief nehmet freundlich an, denn seine Lehre und Trost kommt von Gott.“ Beide Briefe erschienen alsbald, wahrscheinlich in der zweiten Hälfte Februars, gedruckt in Wittenberg. Drachs Brief wendet sich zunächst „an die getreuen und ehrbaren Friedrich Weygand, Johann Fundschell und alle Ratsfreunde zu Miltenberg“, grüßen läßt er „Antonius, Lorenz Weis, Clein, Paulos, Dürr mit ihren Mitgenossen, Johannes zur Kron mit seinem Hausgesinde, Fock, die Straußin und alle,

die lieb haben den Namen des Herrn mit ungefärbtem und unverrücktem Glauben.“ Mit beredten Worten weist er sie in die h. Schrift als die einige Quelle der Wahrheit und des Trostes: „Forschet in der Schrift und laßts Euch unverboten sein bei Eurer Seelen Seligkeit!“ Auch zur Buße mahnt er: „Plagen uns die Teufel von Mainz und Aschaffenburg, vielleicht habens unsere Sünden verdient.“ Eindringlich verkündet er wieder den Kern der evangelischen Heilslehre, die „dem bloßen Glauben an Jesum die Rechtfertigkeit vor Gott giebt.“ „Von solchem Glauben soll man Euch hinfort die Miltenberger heißen, nämlich die Gottes Gnade und Mildigkeit mit Freuden annehmen und nicht bergen können, es koste was es wolle.“ Er tröstet: ihr Leiden um Christi willen sei Gnade, dafür sollten sie Gott preisen. Bemerkenswert sind besonders die Warnungen vor Abfall: „Hütet Euch vor denen, die den Weg des Kreuzes lästern und um ihres schändlichen Gewinnes willen das Evangelium verleugnen.“ Alles komme darauf an, daß man Gottes Wort nicht verleugne, sondern fest daran hange. „Tausendmal besser die Verleugnung widerrufen und in Turm oder Tod gegangen, denn Gott, allen Heiligen und Menschen zu Spott auf Erden leben.“ Er selbst verteidigt sich hier auch gegen das Murren etlicher Anhänger, die ihm vorwarfen, daß er sie im Unglück stecken lasse (siehe oben S. 13) und faßt schließlich die Möglichkeit seiner Rückkehr ins Auge: „Ists aber möglich und Gottes Wille, so komme ich wiederum zu Euch, auf daß ich erfreuet werde durch Euern christlichen Wandel.“

Ehe Luther seinen Trostbrief veröffentlichte, schrieb er am 14. Februar sehr bezeichnend an den Kardinal Albrecht von Mainz: Obwohl es von des Kurfürsts Gewaltigen verboten sei, weder an ihn, den Landesherrn, noch an die zu Miltenberg des Handels halben, so sich daselbst begeben hat, zu schreiben, dringe ihn doch sein Gewissen dazu. Es sei nun das dritte Mal, daß unter der Herrschaft des Kurfürsten sich der Same des göttlichen Wortes hebe.[1]) Land und Leute wüßten, daß die zu Miltenberg keines

[1]) Vgl. oben S. 24 die Bemerkung über die Verfolgungen in Halle, Halberstadt und Miltenberg.

Aufruhrs halber also geplagt seien, sondern allein des Evangelii oder Predigens halber, und daß solches unter dem Kurfürsten geschehe, sei ihm treulich leid. Gern möchte er für die armen unschuldigen Leute bitten, wolle es aber lassen; das aber könne er nicht lassen, eine öffentliche Trostschrift ausgehen zu lassen, „damit nicht mein Christus am jüngsten Tage zu mir sage: Ich bin gefangen gelegen, aber ihr habt mich nicht besucht. Nun will ich Euer Kurf. Gn. damit schonen, aufs Beste ich mag, denn ich noch immer eine gute Zuversicht habe, E. K. F. G. sei nicht der Meinung, als etliche Wölfe und Löwen an E. K. F. G. Hofe sind, und will diesen Brief darum zuvor an E. K. F. G. haben lassen gelangen, damit ich nach dem Evangelio E. K. F. G. zuvor ermahnete, ob sie vielleicht solches nicht wüßte; und ob ichs nicht alles gleich würde treffen und aufs schönste machen, daß E. K. F. G. nicht mit mir, sondern mit denselben Wölfen und Löwen zu reden habe, die ihres Mutwillens unter E. K. F. G. Namen pflegen. Befehl hiemit E. K. F. G. in Gottes Gnaden und bitte mir mein nötiges Schreiben gnädiglich zu verstehen." Man erkennt deutlich, Luther hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß der Fürstprimas Deutschlands — etwa so wie sein edler Vetter, der Hochmeister Albrecht von Preußen — sich für die Sache des Evangeliums erklären könne. Darum spricht er im öffentlichen Sendschreiben an die Miltenberger keinen direkten Tadel gegen den Bischof selbst aus, sondern nur gegen dessen Beamte, die Mainzischen „Tempelknechte, Seeljäger, Mastbäuche" u. s. f. Dieses Sendschreiben erschien unter dem Titel

> „Eyn Christlicher trostbrieff an die Miltenberger. Wie sie sich an yhren feynden rechen sollen, aus dem 119. Psalm. Doct. Mart. Luther Vuittemberg MDXXiiij."

Der Erstdruck erschien bei Nickel Schyrlentz in Wittenberg; auf Grund desselben folgten noch sechs verschiedene Nachdrucke in Wittenberg, Erfurt, Nürnberg, Augsburg. Die kernigen Worte des Reformators wurden weithin gehört und sind vielen ein Trost und Segen geworden. Wir wiederholen die Hauptgedanken: Wie Paulus im 2. Brief

an die Corinther anhebt die Christen zu trösten mit einem Trost nicht von Menschen sondern von Gott, so will Luther die um des Wortes Gottes willen geplagten Miltenberger jetzt trösten mit einem solchen Trost, den er von Gott hat. Der falsche schändliche Trost, den die Welt sucht und giebt, will sehen und fühlen, was der Betrübte begehrt, will mit Schelten, Klagen, ja mit der Faust sich an den Widersachern rächen, und so seinen Mutwillen kühlen; dadurch wird aller Nutzen und Frucht des Leidens und Kreuzes verderbt und verhindert. Der wahre Trost aus Gott aber hat nach den Worten des Apostels (Röm. 15, 4) Geduld mit Trost der Schrift in Hoffnung. Jene weltliche Rache und Trost gebühre den Feinden, die an den Miltenbergern sich gerächt haben mit ihrem Mutwillen und sind fröhlich darüber. „Aber was ists für ein Trost? Ist auch Hoffnung da? Ist Geduld da? Ist Schrift da? Ja wohl, anstatt Gottes haben sie die Faust gebraucht, anstatt der Geduld haben sie die Rach beweiset, anstatt der Hoffnung haben sie ihren Mutwillen ausgericht sichtbarlich, und fühlens, was sie gern hätten gehabt. Wo ist denn solcher Trost her? Von Gott ist er nicht, so muß er gewißlich vom Teufel sein.“ Was für ein reicher hochgemuter Trost erwächst daraus den Miltenbergern! „Erstlich seid Ihr gewiß, daß Ihr um Gottes Wort willen solch ihren Frevel und Schmach leidet. Was liegt daran, daß sie es Ketzerei heißen? Ihr seid doch gewiß, daß es Gottes Wort ist; so mögen sie nicht gewiß sein, daß es Ketzerei sei.“ „Wer will oder kann immermehr ausreden, welch ein seliger stolzer Trotz das ist, so man gewiß ist, daß man um Gottes willen leidet? Denn wer leidet? Wen gehts an? Wer wirds rächen, wenn wir um Gottes willen leiden? Wohl spricht St. Petrus (1. Petr. 3, 14): Selig seid ihr, so ihr um Gerechtigkeit willen leidet. Wenn jemand der ganzen Welt Kaiser wäre, so sollt er solch Kaisertum nicht allein gern, um solch Leiden zu überkommen, geben, sondern auch für einen Dreck halten gegen solchen tröstlichen Schatz.“ Darum hätten die Miltenberger wahrlich keine Ursache, daß sie Rache begehren oder ihren Feinden Arges wünschen sollten, sondern daß sie sich derselben herzlich erbarmten; denn sie

haben den Vorteil, daß sie durch ihr Toben zu Gottes Trost kommen, während jene sich selbst den größten Schaden gethan haben. Wenn also die Miltenberger sich wohl und hochmütiglich rächen und trösten wollten nicht allein an den leiblichen Verfolgern, sondern vielmehr an dem Teufel, der diese reitet, so sollten sie nur fröhlich sein und Gott danken, daß sie für sein Wort leiden dürfen. Mit solch fröhlichem Geist, Lob und Dank würden sie dem Teufel mehr Leids thun, denn ob sie tausend Feinde erwürgten. Am meisten fürchte sich der Teufel davor, daß er nicht durch große Gewalt — welches ihm eine Ehre wäre — sondern durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge (Ps. 8, 3) solle zu Boden gestürzt werden. Wir sind die Unmündigen, so wir schwach sind und lassen die Feinde mächtig und gewaltig über uns sein. Aber doch redet Gott derweil durch unsern Mund sein Wort, das seine Gnade preiset; das ist ein solcher Fels und starker Grund, daß die höllischen Pforten nichts dawider vermögen. So werden auch der Feinde etliche bekehrt, die des Teufels Schuppen waren. Wenn nun ihm solche Schuppen abgestreift werden durchs Wort Gottes, so wird er bloß und matt. Das ist ein fröhlicher Sieg ohne Faust und Schwert, der auch dem Teufel wehe thut. „Denn das thut ihm nur sanft und wohl, so er durch die Seinen uns zu Zorn, Rache, Ungeduld und Traurigkeit bewegen kann. Wo aber Freude draus wird um Gottes Lob und Ruhm seines Wortes, das ist seine rechte Hölle."

Nun begegnet Luther dem Einwand: es sei doch verboten, von dem Wort Gottes zu reden bei Leib und Gut. Wer stark ist, sagt er, soll solch Gebot nicht halten, denn Gottes Wort muß unverboten sein. Den Schwachen und Blöden aber rät er, daß sie heimlich fröhlich seien, Gott danken für sein Wort und ihn um Stärke bitten, auch öffentlich davon zu reden. „Dazu will ich Euch diesen 119. Psalm[1]) zu deutsch schenken und kürzlich auslegen,

---

[1]) In der Bibelübersetzung wie im hebräischen Grundtext ist es der 120. Psalm; Luther folgt hier, wie öfter, einer abweichenden Zählung, welche sich in der lateinischen Bibel (der Vulgata) findet.

daß Ihr sehet, wie Euch Gott tröstet durch seine Schrift, und wie Ihr bitten sollt wider die falschen Lästermäuler und wütrichen Verfolger.“ Es folgt der genannte Psalm in der damaligen Uebersetzung:

1. Ich rief zum Herrn in meiner Not, und er erhöret mich.
2. Herr, errette meine Seele von den bösen Mäulern und von den falschen Zungen.
3. Was soll man dir geben und dazu thun wider die falschen Zungen?
4. Scharfe Pfeil des Gewaltigen mit Kohlen von Wachholdern.
5. Ach meins Leids, daß sich mein Wallen so lang zeucht! Ich muß wohnen unter den Hütten Kedar.
6. Meine Seele muß so lang wohnen unter denen, die den Frieden hassen.
7. Ich hielt Friede; aber da ich redete, huben sie Streit an.

Einiges aus der Auslegung sei beigefügt.

Der erste Vers lehrt, wo wir hinlaufen sollen, wenn uns Unfall trifft: nicht zum Kaiser, nicht zum Schwert, nicht zu unserm eignen Rat noch Klugheit, sondern zum Herrn, dem rechten einigen Nothelfer.

Der zweite Vers bringt das Anliegen, die Not, vor: nämlich daß die bösen Mäuler und falschen Zungen nicht wollen das Wort Gottes leiden, sondern ihren Menschentand und Lügen erhalten.

Der dritte Vers hält einen Rat, womit man der Sache helfen solle; denn menschliche Blödigkeit hätte gern Schutz in der Welt, aber der Geist wirft das alles hinweg.

Der vierte Vers nennt die rechte Hilfe, nämlich scharfe Pfeile des Mächtigen d. h. starke Prediger, die Gottes Wort getrost sagen und schonen nicht, sondern schießen und wunden alles, was Menschentand ist. Wachholderne Kohlen aber sind die rechten Christen, die Gottes Wort auch mit dem Leben beweisen und in hitziger brünstiger Liebe, in Werken erzeigt, anzünden. Denn man sagt, daß wachholderne Kohlen das Feuer wohl und stark erhalten.

Der fünfte Vers klagt, wie es solchen Predigern gehet, nämlich daß Wenige dem Evangelio glauben. Das

thut dem Geist wehe, der so gerne wollt, daß es jedermann mit Freuden aufnähme. Darum spricht er: Ach weh, ich muß so lang hie wallen und Gast sein, ich predige so lange und es hilft nicht, und ich muß wohnen unter den Hütten Kedar. Kedar heißt Arabia; die Araber sind ein wüst, frech Volk; darum nennt er die Ungehorsamen des Evangelii Kedar, daß sie sich nicht züchtigen lassen durchs Evangelium.

Der sechste zeigt, daß er nicht allein verachtet, sondern auch verfolgt wird um des Worts willen. Sie hassen den Frieden, sagt er, nämlich den göttlichen Frieden, den wir innerlich im guten Gewissen mit Gott haben und äußerlich mit allen Menschen. Sie verfolgen das Wort, das solchen Frieden lehrt, und verteidigen ihre Lehre, welche böse Gewissen macht vor Gott und Zwietracht in mancherlei Ständen.

Der siebente entschuldigt sich der falschen Anklage, so die Gottlosen auf die wahren Christen legen; denn sie sagen, solche Lehre sei aufrührisch. Aber, sagt er, ich predige nur vom rechten Frieden, das konnten sie nicht leiden und verfolgten mich. So mußte Elias auch hören vom König Ahab, als hätte er Israel irre gemacht, so doch er selbst und nicht Elias Israel irre machte.

Nun macht Luther die Anwendung auf die Miltenberger. Ihr Fall sei hier abgemalet: sie müßten aufrührisch heißen und hätten doch nur das Wort Gottes gehört und predigen lassen; darüber hätten die Mainzischen Tempelknechte den Streit angehoben, und sie müßten noch immer wohnen bei solchen Feinden des Friedens um Gottes willen. Was wollten sie nun thun? Rächen und Uebels wünschen gilt nicht; das Beste sei, sie sähen von den Menschen, die ihnen Leide thun, auf den Schalk, der dieselben treibt, den Teufel, wie sie an demselben sich rächen könnten. Dies geschähe aber, wenn sie in ihrer Not zu dem Herrn sich halten, vor ihm über solche böse Zungen schreien und von ganzem Herzen bitten um gerüstete Schützen mit scharfen Pfeilen und feurigen Kohlen; sie sollten aber bitten mit aller Zuversicht und nicht zweifeln, „daß, wo sie [die Feinde] an einem Ort das Wort zu Miltenberg unterdrückt haben, da solls an andern zehn aufgehen; und je mehr sie ins Feuer blasen, je stärker es brennen soll.“ Weil wir nicht mit

Ernst bitten, darum gehe das Wort Gottes noch nicht so stark, wie es billig sollte.

Solchen Trostbrief habe er an sie schreiben wollen, weil auch sein Name mit im Spiel sei und sie als die Lutherischen verfolgt würden. „Und wiewohl ichs nicht gerne habe, daß man die Lehre und Leute Lutherisch nennt, und muß von ihnen leiden, daß sie Gottes Wort mit meinem Namen also schänden, so sollen sie doch den Luther, die Lutherische Lehre und Leute lassen bleiben und zu Ehren kommen.“ „Leben wir,. so sollen sie nicht Fried vor uns haben; sterben wir, so sollen sie noch weniger Fried vor uns haben. Kurzum sie sollen unser nicht los werden, sie seien denn hinunter und geben sich williglich zu uns, und soll sie ihr Zorn und Toben nichts helfen. Denn wir wissen, wes das Wort ist, das wir predigen und sollens uns nicht allen nehmen. Das sei meine Prophezeie, die mir nicht fehlen wird. Gott erbarm' sich über sie!“ „Hiemit will ich Euch, lieben Freunde, Gott in seine Gnad und Barmherzigkeit befohlen haben; und bittet auch Gott für mich armen Sünder, und laßt auch Eure Prediger befohlen sein, so Christum und nicht den Papst oder die Mainzischen Tempeljunker predigen. Gottes Gnade sei mit Euch. Amen!“ —

Eine anmutige Sage erzählt, Luther selbst sei einmal in Miltenberg gewesen und dort in der Fürstenherberge zum Riesen mit dem Grafen von Erbach zusammengetroffen; letzterer, der ursprünglich zur Gefangennahme des Reformators ausgezogen, sei dann, durch die Gewalt seiner Persönlichkeit bezwungen, ein begeisterter Freund Luthers geworden. Es läßt sich nicht sicher beweisen, daß Luther persönlich in Miltenberg geweilt hat; möglicher Weise hat er im Jahr 1518 auf der Reise nach Heidelberg hier gerastet. Aber wir haben uns eben erzählen lassen, daß er mit jenem herrlichen Trostschreiben brieflich in Miltenberg eingekehrt ist. Und da ist es nicht unmöglich, daß diese Predigt von der rechten Christenrache nach der Andeutung jener Sage gewirkt und den einen oder andern Lutherfeind zum Lutherfreund gemacht habe.

Was aber weiß die Geschichte von den ferneren Schick-

salen der evangelischen Gemeinde in Miltenberg zu sagen? Nur Weniges. Beim Ausbruch des Bauernkrieges schlug sich die Stadt auf die Seite der Aufständischen; wir wissen nicht, ob dies mehr gutwillig oder gezwungen geschah. Von Miltenberg aus hat Götz von Berlichingen die bekannten 12 Artikel der Bauernschaft an den Bischof von Würzburg gesandt. Nach der Niederwerfung des Aufstandes mußte Miltenberg seine Stellungnahme büßen. Die sogenannte Albertinische Verordnung, Erlaß des Kurfürsten Albrecht vom 2. Februar 1527, schränkte die städtischen Privilegien und Freiheiten empfindlich ein und verbot wieder aufs Schärfste die Zulassung Lutherischer Prediger. Auch hören wir, daß Friedrich Weygand hingerichtet worden ist. Trotz aller Gewaltmaßregeln muß aber doch ein treuer Kern der Gemeinde an der evangelischen Wahrheit lange noch festgehalten haben. Drach hat später am 23. Januar 1550 noch einmal von Lübeck aus an die Miltenberger geschrieben,[1])

---

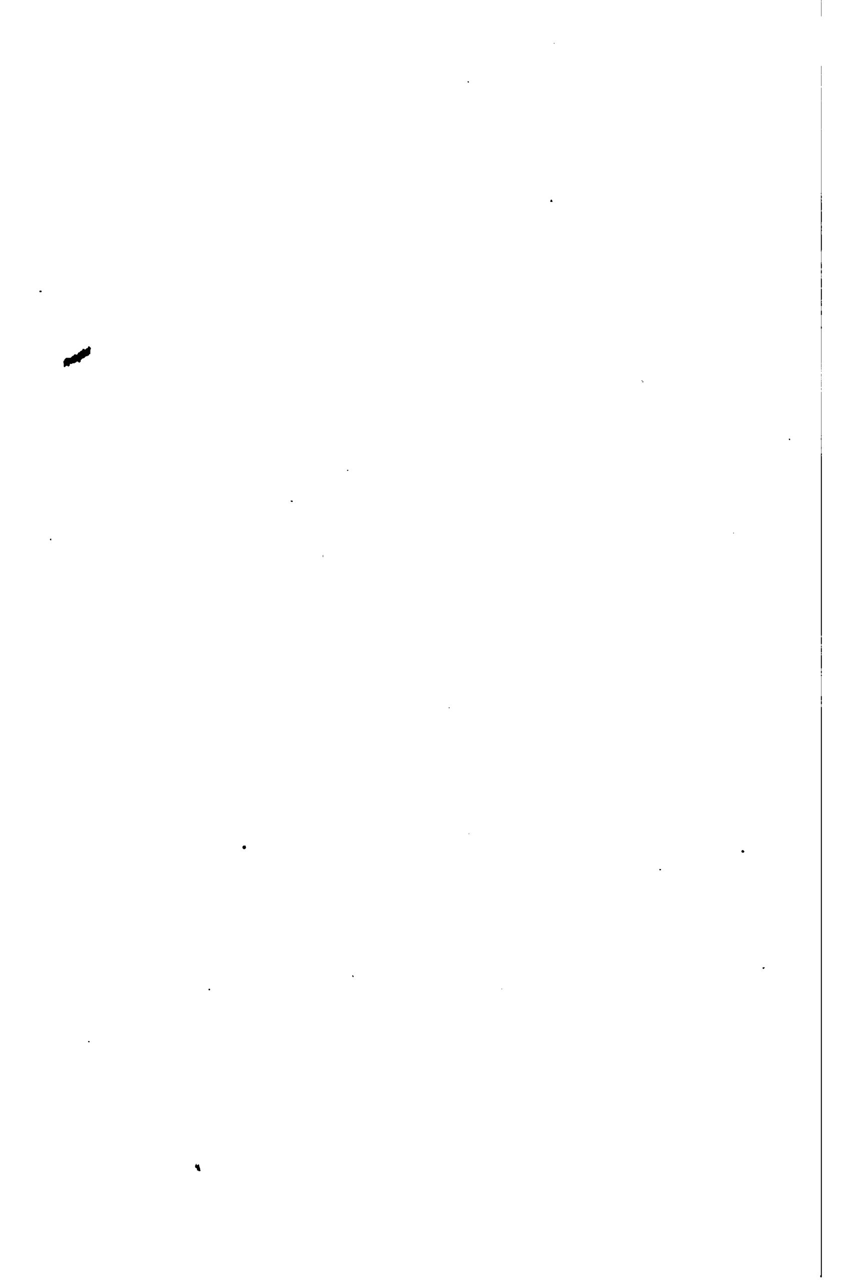
[1]) Ueber Drachs spätere Lebensschicksale sei hier Einiges kurz angemerkt. Durch Luthers Verwendung erhielt er die Pfarrstelle in Waltershausen bei Gotha, wo er aber nur 3 Jahre (1525—1528) blieb. Er gab die Stelle trotz Luthers Widerraten wegen Verdrießlichkeiten mit der Gemeinde auf, auch wohl um für eine geplante große wissenschaftliche Arbeit, die Abfassung einer Biblia pentapla (des Bibeltextes auf hebräisch, chaldäisch, griechisch, lateinisch, deutsch), Muße zu gewinnen. Nach fünfjährigem Privatisieren wurde er 1534 als Schnepfs Nachfolger Prediger und Professor der Theologie in Marburg, wo auch eine Tochter seines Vetters Friedrich Weygand als Gattin des Magisters Philipp Pistorius lebte. Dreizehn glückliche und ehrenvolle Jahre hat er in Marburg verlebt. Von hier aus nahm er an mehreren wichigen kirchlichen Versammlungen teil, z. B. 1536 in Schmalkalden, er hat auch die Schmalkaldischen Artikel mit unterschrieben. 1537 wurde zu seiner großen Freude Eobanus Hessus als sein Kollege nach Marburg berufen, doch schon 1540 mußte er dem Freund die Leichenrede halten. 1543 gab er dessen Briefwechsel heraus, auch durch Veröffentlichung mehrerer biblischer Kommentare, durch Bekehrung einiger Juden u. a. zeichnete er sich aus. Streitigkeiten mit seinem nachher katholisch gewordenen Kollegen Thamer veranlaßten ihn, seine Marburger Stellung niederzulegen. Nach kurzem Aufenthalt in Nordhausen und Braunschweig erwählte er Lübeck zum Aufenthaltsrot, wo er 1548—1550 zwei Sammlungen alttestamentlicher Predigten (Gottes Verheißungen, Figuren und Gesichte von Christo 2c.) veröffentlichte. 1551 wurde er Prediger und Professor in Rostock, legte aber 1560 auch dieses

indem er ihnen eine gedruckte Predigt widmete; leider aber giebt der kurze Dedikationsbrief neben der Hindeutung auf die 1 1/2 jährige frühere Wirksamkeit des Verfassers unter ihnen keinerlei Auskunft über den damaligen Zustand der Gemeinde. Bemerkenswert sind ferner folgende beiläufige Notizen der Stadtchronik: Am 9. März 1606 machte der Pfarrer Jakobus Molitor bei dem Oberamtmann die Anzeige, daß 6 Unkatholische sich in der Pfarrgemeinde befänden; nach mehrfachen Vorladungen wurden sie dahin beschieden, daß sie auswandern müßten, falls sie bis zum Jakobustag sich nicht zur Rückkehr in die katholische Kirche entschlossen hätten. Und am 7. Dezember 1691 wurde den in Miltenberg befindlichen Lutherischen Bürgern der kurfürstliche Befehl zugefertigt, daß sie sich innerhalb von 2—3 Monaten zur katholischen Religion bequemen sollten.

Durch den Reichsdeputationshauptschluß vom Jahre 1803 wurde die vielhundertjährige Verbindung mit dem Erzstift Mainz aufgelöst; seit 1815 ist Miltenberg bayrisch. Die Zahl der Evangelischen beträgt gegenwärtig etwa 220 neben ca. 3400 Katholiken; ein geschichtlicher Zusammenhang der gegenwärtigen evangelischen Gemeinde mit der altprotestantischen Märtyergemeinde ist kaum anzunehmen. Aber eine schöne Sühne für die im Oktober 1523 verübten Gewaltthaten steht jetzt in naher Aussicht: in Miltenberg wird gegenwärtig ein evangelisches Kirchengebäude errichtet, zu welchem soeben am 2. September 1895 der Grundstein gelegt worden ist. Gottes Segen walte über dieser Stätte und erhalte hier die lautere Predigt seines heiligen Wortes!

Amt nieder und ging nach Wittenberg. Hier nahm er 1561 einen Ruf nach Preußen als Präsident des pomesanischen Bistums an, kehrte aber im selben Jahr nach Wittenberg zurück, um den Druck seiner Polyglotte zu leiten, und starb dort am 18. April 1566.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.





Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Kasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Ney, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf und Sieg des Evangeliums im Kreise Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. R. Roß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr, 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.

Wie die größern Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch andern Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Dr. Max Niemeyer in Halle a. S., Partieen von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Julius Echter v. Mespelbrunn,

Fürstbischof von Würzburg.

Ein Beitrag
zur Geschichte der evangelischen Kirche in Unterfranken.

Von

G. Zeitler,
Dekan in Burgsinn.

Halle a. S. 1890.
In Commissions-Verlag von Max Niemeyer.

XXIX.



Julius Echter v. Mespelbrunn,

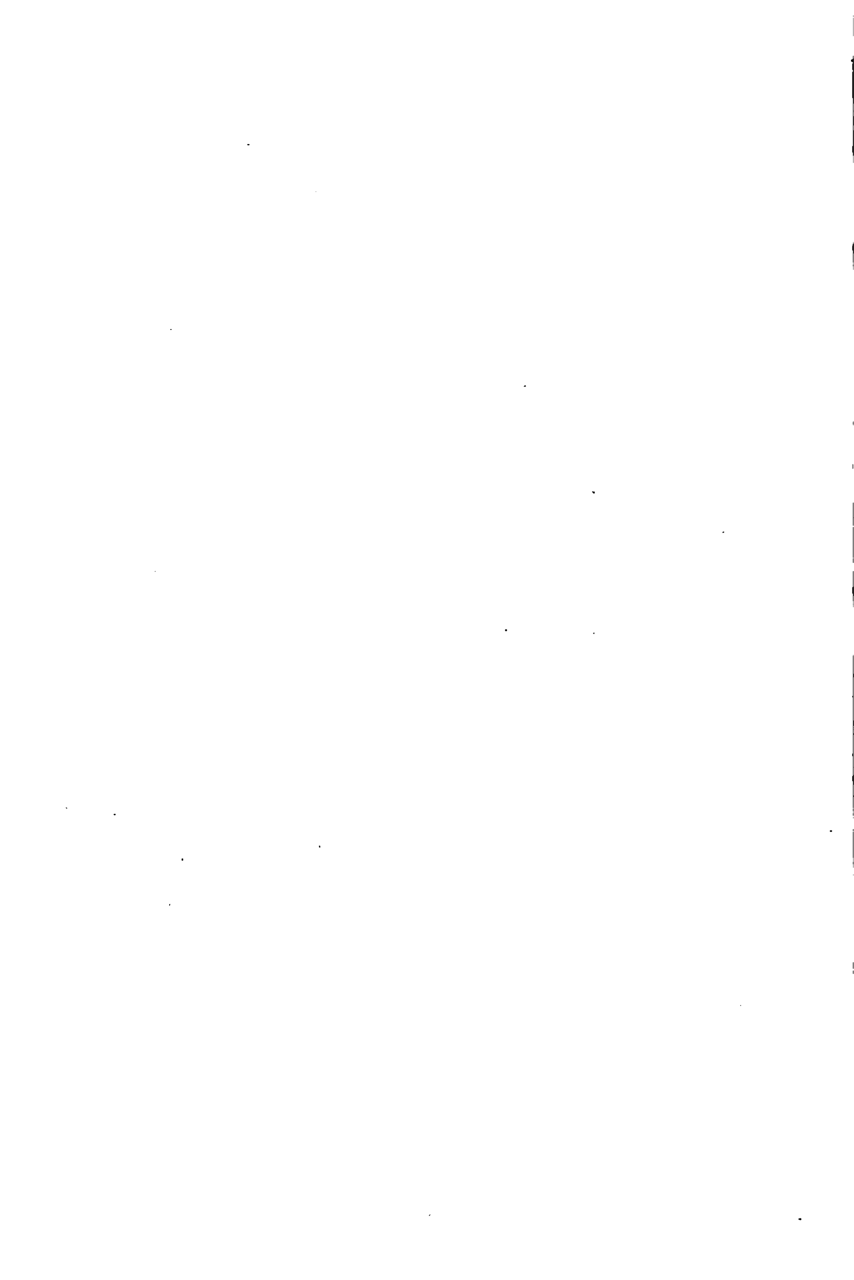
Fürstbischof von Würzburg.

Ein Beitrag
zur Geschichte der evangelischen Kirche in Unterfranken.

Von

G. Zeitler,
Dekan in Burgsinn.

Halle a/S. 1896.
Verein für Reformationsgeschichte.



Wenn du einmal, freundlicher Leser, eine Wanderung machen wirst durch das ehemalige Bistum Würzburg, das jetzt einen Teil des bayerischen Kreises Unterfranken bildet, so wirst du den lebendigen Eindruck bekommen, daß du dich in einem sehr katholischen Lande befindest. — Es ist Sonntag früh; feierlich klingen die Glocken weit umher in den schönen fränkischen Gauen. Auch dich zieht ihr Klang in das Haus des Herrn und du möchtest gerne anbeten mit der Gemeinde. Aber indem du die Kirchengänger, die des Weges daherziehen, näher betrachtest, bemerkst du, daß die Frauen schier alle neben dem Gebetbuch den Rosenkranz in den Händen tragen. Trotzdem betrittst du die Kirche in der Hoffnung, es werde auch für deine Seele ein Brosamen abfallen. Aber — am Altare steht der Priester im goldgestickten Meßgewande und seine lateinischen Gebete, seine Verbeugungen und zeremoniellen Bewegungen, mögen sie noch so wohl abgemessen und feierlich sein, sie vermögen dich nicht zu erbauen. So wartest du denn geduldig auf die Predigt: da wird es besser werden! Du hast es auch gut getroffen, es wird wirklich eine Predigt gehalten. Aber auf den heutigen Sonntag fällt Mariä Himmelfahrt und nun mußt du statt des Evangeliums eine sagenhafte Geschichte hören, wie Maria gleich dem Heiland leiblich gen Himmel gefahren sei. Nun hast du genug; du wendest der Kirche enttäuscht den Rücken und ziehst weiter deine Straße. — Da steht am Feldrain ein Kruzifix. In deiner protestantischen Heimat hast du das nie gesehen, daß man Kreuze an die Straßen stellt. Aber die Sitte gefällt dir vielleicht nicht übel und du betest im Vorübergehen mit Andacht: Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünd der Welt, er-

barme dich meiner! — Du kommst an eine Brücke; auf der Mitte derselben steht der heilige Nepomuk, dessen Geschichte die Jesuiten durch allerlei Zuthaten ausgeschmückt haben, der nun allenthalben die Rolle des Brückenheiligen zu spielen hat. — Und was schaut dort von jenem Weinberg herab? Ein buntbemaltes Bild der Maria, welche nicht bloß als Schutzherrin des ganzen Bayerlandes, sondern besonders auch noch als die des Frankenlandes verehrt wird, deren freundlicher Fürsorge man wohl auch Garten und Weinberg anvertraut. — Eine Grotte aus Tuffsteinen aufgebaut, liegt links an deinem Wege. Es ist eine ausländische Muttergottes, die Muttergottes von Lourdes, welche darinnen thront, beleuchtet von dem roten Schein eines ewigen Lichts. Auf den Bänken davor knieen Landleute. Eintönig wiederholt sich immer wieder ihr Gebet: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt für uns arme Sünder jetzt und in der Stunde unseres Absterbens!" — Du wanderst weiter und machst dir allerlei Gedanken über Gottesverehrung und Menschenvergötterung. Jetzt tönt aus der Ferne Gesang in deine Ohren. Die langgezogenen Töne lassen dich sofort erraten, daß es kein weltlich Lied ist, das du hörst: Es sind Wallfahrer, die mit Kreuz und Fahne in Prozession daherziehen; sie suchen irgend einen Gnadenort auf; denn in Unterfranken gibt es nicht wenige Wallfahrtsorte; dort sind Gnadenbilder, wunderthätige Marienbilder, zu denen die Leute ihre Zuflucht nehmen, durch deren Vermittlung sie eher Hilfe zu erlangen hoffen, als wenn sie sich unmittelbar wenden an den Gott, der verheißen hat: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen. An der äußern Erscheinung der wallenden Frauen fällt dir vielleicht auf, daß sie fast alle irgend ein schreiend buntes Kleidungsstück an sich tragen, während bei dir zu Hause die Frauen sich dunkel tragen. Du vermutest nicht mit Unrecht, daß die Vorliebe für bunte Kleider katholischer Geschmack ist, wahrscheinlich erzeugt durch den farbenprächtigen, auf die Sinne wirkenden katholischen Kultus. —

Deine Straße führt dich durch ein Dorf: Da siehst du an diesem Fenster einen großen Glaskasten heraushängen,

in welchem eine bunt aufgeputzte Heiligenfigur steht; über jener Hausthüre dort ist ein Marienbild angebracht; an jener Ecke brennt gar ein ewiges Licht! — All diese Beobachtungen, die du dahinschreitend gemacht hast, haben in dir die ganz richtige Meinung hervorgebracht, daß hier Leben, Sitten, Gebräuche des Volkes eng mit dem Katholizismus verwachsen sind.

Aber des Abends kommst du wieder in ein Dorf und kehrst ein in die Herberge, um dort übernacht zu bleiben. Im Nebenzimmer versammelt sich eben die Familie des Wirts zum Nachtessen und durch die Thürspalte hindurch hörst du das Tischgebet: Komm, Herr Jesu Christ, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast! Du traust deinen Ohren nicht recht. Ist dies weitverbreitete evangelische Tischgebet auch bei Katholiken üblich?! In den Dorfwirtshäusern, in welchen du seither eingekehrt bist, hast du fast stets die unvermeidlichen Heiligenbilder an den Wänden hängen sehen. Hier fehlen sie. Ja, dort jenes Bild — man meint ja schier, es sei ein Luther! Wie kommt denn der hieher? Allmählich merkst du und durch das Gespräch mit den andern Gästen wird dir's bestätigt: Du bist in einem protestantischen Dorfe. Wie gerät nun dies protestantische Dorf mitten in die katholische Gegend hinein? Das sind seltsame Verhältnisse, welche du dir als Fremder schwer zu erklären vermagst. Das muß eine merkwürdige Geschichte gewesen sein, welche solche Verhältnisse hervorbrachte.

Und nun, lieber Leser, wenn es dich interessiert, dann will ich dir erzählen, wie es so gekommen ist, daß das ehemalige Bistum Würzburg heute noch einen so ausgeprägt katholischen Charakter hat, und daß nur hin und her zerstreut im Lande einzelne evangelische Gemeinden sich finden. Es ist freilich eine traurige Geschichte . . .

Es war nicht immer so wie jetzt, daß man von Würzburg aus mainauf- und mainabwärts viele Stunden weit wandern muß, bis man auf eine evangelische Ortschaft trifft. Dies schöne reiche gottgesegnete Land war einst zum größten Teil evangelisch. Als die Wittenberger Nachtigall ihr hinreißend Lied sang, da drangen dessen Töne auch in diese

Gegend, und es fand einen freudigen Widerhall in den Herzen der Bewohner und gefiel ihnen bald besser als Meßgesang und Marienlieder. Des Evangeliums von der freien Gnade Gottes, die den Menschen selig macht nicht um seiner armseligen guten Werke willen, sondern um Christi willen, so er von Herzen an ihn glaubt, — dieses Evangeliums, dieser frohen Botschaft freuten sich auch die fränkischen Bauern und Bürger und Adeligen und nahmen sie fröhlich an in Stadt und Dorf. Uns, die wir Unterfranken kennen als ein bigott katholisches Land, uns will es fast — wie den Jüngern am Ostermorgen die Auferstehung — ein Märlein dünken, daß einst Würzburg und all die schönen altertümlichen türmereichen Städte dieses Landes — Haßfurt, Dettelbach, Ochsenfurt, Heidingsfeld, Karlstadt, Gemünden und viele andere — widerhallten von Luthers Lehre!

Und wohlgemerkt: Es ist nicht so, wie katholischerseits so gern behauptet wird, daß die Reformation von oben her, von den Fürsten und Herren, dem Volke sei gegen seinen Willen aufgezwungen worden, sondern aus eigenstem Herzenstrieb hat die Bevölkerung des Bistums das Evangelium angenommen. Landesherren waren ja doch die Bischöfe von Würzburg, geistliche Herren, die nicht Freunde, sondern Feinde der Reformation waren. Wie hätten sie die Lehre Luthers ausbreiten, ihr Volk zu deren Annahme zwingen sollen? Man hätte ihnen gerade so gut zumuten können, sie sollten sich selbst die rechte Hand abhauen. Nein, nicht durch die Bischöfe, sondern trotz derselben, trotz ihres Widerspruchs, trotzdem sie die Evangelisch-Gesinnten schon in sehr früher Zeit verfolgten, hat sich das Volk zur reinen evangelischen Lehre bekannt. So mächtig war im Volke der Zug zum Evangelium, daß die Bischöfe ohnmächtig waren, den Fortschritten der Reformation zu wehren, und es war nur noch eine Frage der Zeit, daß das ganze Bistum evangelisch wurde. Auch katholische Schriftsteller müssen das gewaltige Umsichgreifen der evangelischen Lehre zugeben. So schreibt ein Chronist, daß „derer so sich noch zur katholischen Religion bekanten und hielten, wenig und der meiste Teil

zu den widrigen Meinungen gefallen war. Fast allenthalben hatten nicht allein die angesehensten und vermögendsten Unterthanen, sondern auch die Mehrzahl der bürgerlichen Magistratspersonen, sowie die öffentlichen Diener und Beamten sich für Luthers Lehre entschieden, von Seiten des Adels aber und der Amtleute wurde der Bürger- und Bauernstand auf jegliche Weise gestärkt." Und Dr. Buchinger, seiner Zeit Archivar in Würzburg, klagt in seiner Biographie des Bischofs Julius: „Aber die Zahl der Bekenner der lutherischen Lehre wuchs stets mehr und mehr, und während Friedrichs von Wirsberg Regierung, z. B. des Religionsfriedens vom Jahre 1555 machten die Lutheraner oder Protestanten beinahe schon die Hälfte der Gesammtbevölkerung des Hochstifts aus. Diese Neugläubigen begnügten sich nicht damit, ihren neuen Lehren und Einrichtungen friedlich zu huldigen, sondern suchten auch Proselyten zu machen, und zwar mit schmählicher Verachtung aller altkirchlichen Einrichtungen und Gebräuche. Die Geistlichkeit und der Mönchsstand hatte am meisten zu leiden; katholische Pfarrer und Doktoren durften kaum die öffentlichen Gassen betreten, ohne mit Spott und Verhöhnung, und wohl auch mit Schmutz und Steinen verfolgt zu werden. Hiezu kam noch, daß nicht blos der katholische Laienstand, sondern selbst ein großer Teil des Clerus zügellos wurde, keine Andacht und Kirchenzucht mehr kannte, und dem Trunke, der Wollust und dem Spiele sich ergab, und somit, statt durch gutes Beispiel die Abgefallenen zur alten Kirche zurückzubringen, durch ärgerlichen Wandel selbst zu häufigem Abfall Anlaß gab. Der alte Glaube war beim Clerus selbst schwankend geworden und mit ihm die alte Gottesfurcht und daher keine Unterwürfigkeit, kein Gehorsam mehr, wohl aber Widerspenstigkeit und Hochmut. Bei solchen Verhältnissen sah sich Bischof Friedrich in seiner Bemühung für Wiedergewinnung der Anhänger der neuen Lehre sogar von seinem Clerus fast gänzlich ununterstützt und verlassen."

So weit war also nach diesem Geständnis eines katholischen Schriftstellers der Verfall der katholischen Kirche fortgeschritten, daß dieselbe nicht einmal mehr an ihrer

eigenen Geistlichkeit einen Halt hatte. Dem gegenüber die kräftig aufstrebende jugendlich-begeisterte evangelische Kirche; es war nicht zweifelhaft, wem der Sieg zufallen mußte.

Und doch ist dies Gebiet, von dem wir reden, jetzt wieder katholisch, nur hie und da mit vereinzelten evangelischen Gemeinden durchsetzt? Wie kam denn das? Haben wir es vielleicht zu thun mit einer großartigen Charakterlosigkeit der Evangelischen, daß sie, nachdem der Reiz des Neuen vorüber war, wieder aus freien Stücken zur katholischen Kirche zurückkehrten? Sind am Ende diese fränkischen Bauern und Bürger überhaupt nicht recht evangelisch gewesen, sondern haben noch stets mit halben Herzen der alten Religion angehangen? Nein, es waren charakterfeste, entschiedene Protestanten. Nun, woher denn dann die Verwüstung, daß jetzt wieder Messe gelesen wird in Hunderten von Kirchen, in denen Gottes Wort nach der Schrift gepredigt wurde? Daß jetzt wieder das Ave Maria erschallt, wo einst gesungen wurde: Allein Gott in der Höh sei Ehr? Ja, das ist, wie gesagt, eine traurige Geschichte, eine Geschichte voll von Glaubenshaß und Fanatismus, voll von Gewaltthat und Bedrückung, voll von Seufzern und Thränen. Und der Mann, der in dieser Geschichte die bewegende Kraft war, welcher mit rücksichtslosem ehernen Fußtritt die werdende evangelische Kirche zu Boden trat, war Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Diesen großen Protestantenhasser, diesen hartherzigen Verfolger der Evangelischen wollen wir nun im Folgenden näher kennen lernen. Seine Geschichte ist die Geschichte der Vernichtung des Protestantismus im Bistum Würzburg.

Tief in der Waldeinsamkeit des Spessart, fern dem Verkehr und dem Getriebe der Menschen, liegt ein Schlößchen von zauberischer Schönheit, sich spiegelnd mit seinen Zinnen und Türmen im klaren Teiche, überragt von bewaldeten Höhen, eine Idylle, die Herz und Sinn gefangen nimmt. Dort, in Schloß Mespelbrunn, hinter dem schmalen Fenster eines Turmgemachs, ist Julius Echter am 18. März 1545 geboren. Aus seiner Jünglingszeit sei nur

erwähnt, daß er auf verschiedenen deutschen und ausländischen Universitäten studiert, auch einige Zeit in Rom zugebracht hat. Dort, in dem von Jesuiten geleiteten Collegium Romanum, mag vielleicht der Grund zu jenem Fanatismus gelegt worden sein, der ihn später zum grausamen Verfolger der Evangelischen gemacht hat. Für uns gewinnt er erst Bedeutung von dem Tag an, da er als 28jähriger junger Mann im Jahre 1573 vom Domkapitel zu Würzburg einstimmig als Fürstbischof erwählt wurde.

Es kann und will nicht geleugnet werden, daß Bischof Julius sich unter den Fürsten und Bischöfen seiner Zeit als einer der bedeutendsten und einflußreichsten heraushob. Er hatte vor vielen andern den großen Vorzug, daß er wußte, was er wollte, und daß er die Thatkraft besaß, das Gewollte rücksichtslos hinauszuführen. Sein Wollen aber und seine Thatkraft hatte sich im letzten Grunde blos ein Ziel gesetzt: Den Protestantismus in seinem Bistum auszurotten und die katholische Kirche zu neuer Blüte zu bringen. Diesem Ziele strebte er zu mit klarer ruhiger Ueberlegung, langsam, ohne Ueberstürzung, aber mit eherner Folgerichtigkeit; wo er scheinbar andere selbständige Zwecke verfolgte, suchte er in Wahrheit doch blos jenem einen Ziele näher zu kommen.

Dieses Zielbewußtsein ist in seinen Handlungen unschwer nachzuweisen.

Er entwickelt z. B. eine lebendige Teilnahme an den Reichsangelegenheiten. Im Jahre 1576 finden wir ihn auf dem Reichstag in Regensburg. Dort handelte es sich darum, ob die sogenannte ferdinandeische Deklaration als Reichsgesetz anerkannt werden solle oder nicht. Mit dieser Deklaration aber verhielt es sich so: Im Augsburger Religionsfrieden von 1555 war im allgemeinen der jammervolle Grundsatz gesetzlich festgestellt worden, daß der Landesherr das Recht habe, die Konfession seiner Unterthanen zu bestimmen; katholische Fürsten sollten also das Recht haben, ihre Unterthanen katholisch zu machen, protestantische, sie protestantisch zu machen. Nachdem aber den Katholiken die besondere Vergünstigung war eingeräumt worden, daß geistliche Fürstentümer von ihren Fürsten nicht zum

Protestantismus hinübergeführt werden dürften, nachdem ihnen also gleichsam ein eiserner unantastbarer Bestand an Land und Leuten im deutschen Reiche verbürgt worden war, hatte der Kaiser Ferdinand auch den Protestanten eine Vergünstigung gewährt und in einer besonderen Erklärung versprochen, „daß der geistlichen Fürsten und Reichsstände eigene Ritterschaft, Städte und Kommunen, welche lange Zeit her der Augsburgischen Konfession anhängig gewesen und deren Religion, Glauben, Kirchengebräuche und Ceremonien öffentlich gehalten und geübt und bisher noch gebraucht hätten, nunmehr von derselben durch Niemanden weiter gewaltsam abgewendet, sondern hierbei bis zur christlichen und endlichen Vergleichung der Religion belassen werden sollen.“ Das Versprechen zu ihren Gunsten gefiel den Katholiken recht wohl, aber das Versprechen zu Gunsten der Protestanten wollten sie nicht gelten lassen und besonders Bischof Julius war auf dem Reichstag 1576 einer der eifrigsten, die Anerkennung jener Deklaration als Reichsgesetzes zu hintertreiben. Er hätte ja sonst keinen Schein des Rechts gehabt, die schon geplante Vertreibung der Protestanten aus seinem Lande durchzuführen. Wir finden ihn also gleich auf dem ersten Reichstag, an welchem er teilnahm, im Kampf gegen die Lebensinteressen des Protestantismus.

Das Zielbewußtsein des Bischofs Julius geht ferner daraus hervor, daß er ein eifriges Mitglied des Landsberger Bundes war. Wohl war dieser Bund eigentlich gegründet „zur Aufrechterhaltung des weltlichen Friedens“; aber weß Geistes Kind derselbe gewesen ist, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß das Volk denselben „Pfaffenbund“ nannte. Der Widerstand gegen die Anerkennung der Deklaration wurde in diesem Bunde organisiert — und nun wissen wir auch, weshalb Bischof Julius eifriges Bundesglied war.

Auch dem Reichstag 1582 zu Augsburg wohnte Bischof Julius persönlich bei: Die Anerkennung mehrgenannter Erklärung wurde auf demselben wiederholt abgelehnt.

Um den Protestanten nötigenfalls auch mit Waffengewalt entgegentreten zu können, schlossen die katholischen

Fürsten 1609 einen Bund, den sie Liga nannten: Bischof Julius war an der Gründung in hervorragender Weise beteiligt, ja er wurde mit den Bischöfen von Passau und Augsburg dem Bundesobersten Herzog Maximilian von Bayern als Berater beigegeben und war lebenslänglich eifrig für den Bund thätig.

Wir sehen: Seine Teilnahme an den Reichsangelegenheiten war nicht etwa Ausfluß einer damals überhaupt seltenen Vaterlandsliebe, vielmehr finden wir ihn überall da in erster Linie, wo es gilt, dem Protestantismus zu schaden, den Katholizismus zu stärken.

Er wußte, was er wollte.

Dieses Zielbewußtsein, mit dem er all sein Thun in den Dienst Eines Gedankens stellt, offenbart er auch in den Regierungsmaßnahmen und Unternehmungen in seinem eigenen Lande. Er ist hochberühmt als Stifter der Universität Würzburg. Wir erinnern uns der 300jährigen Gründungs-Jubelfeier im Jahre 1882. Des Rühmens und Preisens war schier kein Ende; man konnte glauben, daß die Welt kaum je solche Liebe zu den Wissenschaften, solch hehre Begeisternng für die Studien gesehen habe, wie sie in Bischof Julius verkörpert war. Selbst im Liede wurde er verherrlicht und nur ganz vereinzelte Stimmen fanden damals den Mut, öffentlich in die Jubeltöne hinein den harten Klang der Wahrheit zu mischen und den Bischof Julius auch in anderer als der offiziellen Festbeleuchtung zu zeigen. Wars Unrecht? Verdiente Bischof Julius jenes Rühmen ob seiner Wissenschaftlichkeit? Wir können kühnlich sagen: Nein. Denn es war ihm bei Gründung der Universität nicht in erster Linie um die Wissenschaft selbst zu thun, sondern die Wissenschaft war ihm blos Mittel zum Zweck. Sie sollte die Kuh sein, um ihm die geistige Milch zu geben zur Stärkung und Kräftigung der katholischen Kirche. Er sagt selbst bei Annahme der Rektoratswürde der neugegründeten Universität: „Er habe diese Universität zu Ehren des ewigen Gottes und zum Nutzen des ihm anvertrauten gemeinen Wesens errichtet, und es liege ihm nichts so sehr am Herzen, als daß für jenen Zweck die Jugend mit Wissenschaft und

Kenntnissen ausgeschmückt werde; er sei von Jugend auf durch Gottes Gnade so erzogen worden, daß er zur Verteidigung der heiligen katholischen Kirche und des Glaubens alles das Seinige, wie es der große Gegenstand verdiene, beizutragen sich verpflichtet halte, und das fordere von ihm auch die bischöfliche Würde, womit er von Gott geziert worden sei.“ Also „Verteidigung der heiligen katholischen Kirche und des Glaubens“ ist die vornehmste Absicht, welche ihn bei Gründung der Universität leitet, und zwar zielt er vor allem auf Heranbildung eines tüchtigen katholischen Klerus. Zu diesem Zwecke stiftet er auch das Collegium Scti. Kiliani und das Collegium Marianum für Theologiestudierende und übertrug die Vorlesungen in der Hauptsache den Jesuiten, welche ihm die meiste Bürgschaft zu bieten schienen, daß sie in seinem Sinne und Geiste, d. i. im Sinne des unduldsamsten Ultramontanismus arbeiten würden.

Bischof Julius wußte, was er wollte. Es ist Planmäßigkeit in seinen Handlungen und Maßregeln. Unter welcher Flagge er segelt, ob unter der des Patrioten oder unter jener des Schutzherrn der Wissenschaft oder unter der der Nächstenliebe, indem er Anstalten für arme Studierende gründet — das Ziel, dem er zusteuert, ist immer dasselbe: Es gilt unmittelbar oder mittelbar die Stärkung des Katholizismus, die Bekämpfung des Protestantismus.

Demselben Zwecke diente noch eine Reihe von anderen Maßregeln.

Die katholische Geistlichkeit war sittlich tief gesunken; selbst im Domkapitel hatte man seltsame Begriffe von den sittlichen Anforderungen, welche an den Priester zu stellen seien. Die wilde Ehe unter den Geistlichen war allgemein. Julius machte Ernst, sie zu beseitigen. Allein er stieß auf Schwierigkeiten bei der höheren Geistlichkeit, bei seinem eigenen Domkapitel, welches ihm darlegte: „Eine solche Maßregel sei nicht ausführbar, indem die Geistlichen alsdann entweder in andere katholische Lande, wo mehr Nachsicht stattfände, auswandern oder wohl gar ihre Konkubinen heiraten und zur protestantischen Kirche übertreten würden,

und man daher in Bälde einen Mangel an Geistlichen, und zwar meistens an den fähigeren und geschickteren Subjekten zu befürchten habe — einen Mangel zwar, der entweder gar nicht oder doch nur durch unfähige, hergelaufene Individuen werde ersetzt werden können." Trotz des Widerstrebens des Domkapitels, dem bezeichnender Weise die wilde Ehe der Geistlichen als kein so großes Uebel erschien, entfernte Julius die unwürdigsten Persönlichkeiten und ersetzte sie durch gesittete Pfarrer. Streng hielt er darauf, daß die Stelleninhaber am Orte blieben und ihren kirchlichen Verrichtungen fleißig nachkamen; auch reformierte er den Gottesdienst durch eine neue Kirchenordnung: Maßregeln, durch welche er sich um seine Kirche in nicht geringem Grade verdient machte.

Die zerfallene katholische Kirche wieder zu bauen, gründete und erneuerte er Klöster, führte die Kapuziner in seine Diözese ein und belebte die religiösen Brüderschaften. Vor allem aber baute er Kirchen und errichtete Pfarreien, wie denn noch heute an vielen katholischen Kirchen des ehemaligen Bistums Inschriften zu lesen sind, in welchen Bischof Julius als Gründer oder Wiederhersteller der Kirche und Pfarrei gepriesen wird.

Aber durch alle diese Anordnungen und Maßregeln zur inneren Stärkung und Kräftigung des Katholizismus würde er das Ziel, welches ihm vorschwebte: Völlige und ausschließliche Herrschaft der katholischen Kirche und Ausrottung des Protestantismus im Bistum, nicht erreicht haben. Denn die evangelische Kirche hatte schon zu feste Wurzeln im Herzen des Volkes geschlagen, als daß sie vor einer wieder erstarkenden katholischen Kirche von selbst verschwunden wäre. Aber Julius war der Mann, der das, was er wollte, mit rücksichtsloser Thatkraft durchzuführen wußte, der auch vor Härte, Grausamkeit und Gewaltthat nicht zurückschreckte, wo es die Erreichung seiner Ziele galt.

Als einen Gewaltthat nicht scheuenden, selbst das Recht brechenden Fürsten hatte er sich schon in seinem Streit mit der gefürsteten Abtei Fulda erwiesen. Verbunden mit der unzufriedenen fuldaischen Ritterschaft hatte er wider

alles Recht den Abt Balthasar von Dermbach mit Gewalt zur Abdankung genötigt und von dessen Lande Besitz ergriffen.

Aber Abt Balthasar klagte beim Papst und beim Kaiser und von diesen wurde Bischof Julius gezwungen, „die erschlichene Beute“ wieder herauszugeben. Wenn er nun schon gegenüber einem katholischen Würdenträger aus Herrschsucht also gewaltthätig ohne jede Scheu vor Unrecht auftrat — was hatten dann vollends die Protestanten in seinem eigenen Bistum von ihm zu gewärtigen?

Die Gegenreformation ließ denn auch, nachdem sie durch innere Kräftigung des Katholizismus, durch Stärkung des katholischen Bewußtseins, durch Heranbildung eines ultramontanen Klerus genügend vorbereitet schien und Bischof Julius glaubte, sie durchführen zu können, nicht länger auf sich warten.

Nicht also auf protestantische Neigungen — wie man schon gethan hat — dürfen wir es zurückführen, wenn er mit der unmittelbaren Verfolgung der Protestanten bis zum Jahre 1585 zögerte, sondern neben anderen minder schwer wiegenden Gründen vor allem auf seine Vorsicht und kluge Berechnung, welche erst alle Kräfte zusammenraffen und alle Waffen schmieden wollte, bevor er zum entscheidenden, vernichtenden Schlag ausholte. Von seinen Freunden, den Jesuiten, hatte er die stille Arbeit und das Warten auf den richtigen Zeitpunkt gelernt. Der war jetzt gekommen. Auf der ganzen Linie ging der Katholizismus, der Jahrzehnte lang mut- und thatenlos den Fortschritten der evangelischen Kirche zugeschaut hatte, zum Angriff über. Die Jesuiten hatten den Fanatismus wachgerufen in den katholischen Fürsten, in der katholischen Jugend. Der evangelisch-gesinnte Kurfürst Gebhard von Köln war im Kampf um sein Bistum unterlegen und hatte dieses den Katholiken überlassen müssen: Mächtig war dadurch ihr Mut allenthalben gehoben; in ganz Deutschland gingen sie daran, das Verlorne wieder zu erobern. Nun war auch für Bischof Julius der rechte Augenblick gekommen, mit Aussicht auf volles Gelingen seine längst gehegten

und sorgfältig vorbereiteten Pläne ins Werk zu setzen.

Er begann damit, daß er zunächst diejenigen lutherischen Pfarrer, welche von auswärts in das Bistum gekommen waren, des Landes verwies. Von dieser Maßregel wurden in kurzer Zeit über 100 Geistliche betroffen. Darnach wurden auch die inländischen evangelischen Pfarrer von ihren Stellen vertrieben. Desgleichen wurden die weltlichen Beamten und Bediensteten, die Magistratspersonen und die Schullehrer, welche der Lehre Luthers anhingen, ihrer Aemter entsetzt und mit Weib und Kind ins Elend gejagt. Gewissensbedenken hat er sich wohl nicht darüber gemacht; denn seine Berater, die Jesuiten, bei denen er schon in Rom in die Schule gegangen war, vertraten ja den christlichen Grundsatz, Ketzer dürften als Ehrlose aller Aemter und Ehrenstellen, ja selbst des Vermögens und Lebens beraubt werden, und wahnwitzige Menschen müsse man selbst mit Gewalt in den Schoß der Kirche zurückführen. So wurden denn Geistliche, Beamte und Lehrer skrupellos fortgejagt. Die Absicht dieses Vorgehens aber ist klar: Mit der großen Menge glaubte man, wenn erst die Führer beseitigt waren, um so leichter fertig werden zu können.

In dem eigentlichen Bekehrungsgeschäft wurden die Rollen verteilt. Julius selbst wollte Würzburg und die bedeutenderen Städte des Hochstifts auf sich nehmen; auf die Dörfer aber sollten eigens aufgestellte Missionare hinausziehen, um die Abgefallenen zurückzuführen. Seine vornehmsten Werkzeuge waren natürlich auch hier wieder die Jesuiten, die Todfeinde des Protestantismus, die nirgends fehlten und fehlen, wo es mit List oder Gewalt gegen die evangelische Kirche geht, welche darum das deutsche evangelische Volk mit grimmiger Ironie „Postboten des Teufels“ genannt hat.

In der Ausführung erwies sich die Bekehrung der Protestanten aber doch schwieriger, als Julius gedacht haben mochte. Es waren schon 60 Jahre vergangen, seit Luthers Lehre im Bistum Eingang gefunden hatte. Ganze Geschlechter waren im neuen Glauben herangewachsen und, wie es in Zeiten schroffen Gegensatzes oft der Fall ist, ein gut Stück Hasses und Verachtung der katholischen Kirche

war mit denselben groß geworden. Da fanden denn die ausgesandten Missionare allenthalben energischen Widerstand und mußten unverrichteter Dinge, ja unter Hohn und Spott wieder heimziehen.

Die Bekehrungsmethode aber, welche angewendet wurde, die zuletzt notwendiger Weise zum Ziele führen mußte, werden wir am besten kennen lernen, wenn wir den Bischof Julius auf einer seiner Bekehrungsreisen begleiten.

Mainabwärts von Würzburg liegt das uralte Städtchen Karlstadt. Von jenseits des Mains schauen darauf die Trümmer einer Burg herunter, welche von Karl Martell vor mehr als 1100 Jahren erbaut worden ist, die aber wie soviele andere in den Wirren des Bauernkriegs zu Grunde ging. Noch heute spiegelt sich das obst- und weinreiche Städtchen mit seinen Mauern und Türmen und der überragenden Burg gar freundlich in dem vorüberziehenden Strome. Auch ist dort noch zu schauen das Geburtshaus jenes Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt, der durch seinen Fanatismus der Reformation ein so übles Gerücht schuf.

Dies Städtchen nun erhielt im Jahre 1585 auf Christi Himmelfahrt unwillkommenen Besuch. Vom Schloß Homburg über dem Wernthale kam Bischof Julius mit stattlichem Gefolge gezogen. Er war auf einer seiner Bekehrungsreisen begriffen und die Karlstädter wußten schon, was sein Besuch zu bedeuten habe. Die Pest hatte unter ihnen gewütet und Jammer und Elend über sie gebracht. Aber mehr als die Pest fürchteten sie den Bischof; denn er kam, ihnen ihren Glauben zu nehmen; er brachte religiöse Bedrückung und Gewissensnot. Aber wenn er gehofft hatte, leichtes Spiel zu haben, so sah er sich getäuscht. Wohl mag er auch hier wie an andern Orten erst freundliche Worte ausgegeben haben, die evangelische Bürgerschaft solle von ihren ketzerischen Irrtümern lassen und zur alleinseligmachenden katholischen Kirche zurückkehren — aber seine freundlichen Worte verfingen nicht. Da ging er zum Befehlen über und verlangte, die Ratsherrn sollten bei der Prozession am Himmelfahrtstage den Baldachin tragen, unter dem der Priester mit dem Allerheiligsten schritt. Der Rat ließ sich so wenig dazu bewegen wie

jener Markgraf Georg von Ansbach, der sich lieber den Kopf abschlagen lassen wollte, als an der Fronleichnamsprozession teilnehmen. Als trotzdem die Prozession unter geringer Beteiligung vor sich ging, besah sich die Masse der Bewohner das ungewohnte Schauspiel, ohne auch nur das Haupt zu entblößen. Da ergrimmte Julius gar sehr; er vergaß ganz seine bischöfliche Würde und ließ einem Ratsherrn durch einen Diener den Hut vom Kopfe schlagen, welch' feine Sitte, die heute noch hie und da in bigottkatholischen Gegenden geübt wird, demnach auf einen erlauchten Urheber zurückzuführen ist. Der Bedränger zog ab, und Karlstadt blieb vorerst evangelisch. Aber aufgeschoben war bei Bischof Julius nicht aufgehoben. Uebers Jahr kamen seine Gesandten und verlangten kurz und bestimmt Rückkehr der Stadt zum katholischen Glauben. Aber die Bürger blieben fest und erklärten, sie hätten ihrem gnädigen Herrn gelobt und geschworen, mit Leib, Gut und Blut zu dienen; bei Tag und Nacht erkenneten sie sich als arme Unterthanen schuldig, so lange ihr Leib und Gut währet; allein was im Geistlichen die Seele antrifft, da könnten sie solches über ihr Gewissen nicht bringen, daß sie von dem Bekenntnis der wahren christlichen Religion abfallen sollten. Was sie einmal bekannt hätte, des bekenneten sie noch; gedächten auch dabei zu verharren, es ginge ihnen gleich darüber, wie der liebe Gott wolle. — Nun aber wurde Ernst gemacht und den Evangelischen insgesamt angekündigt, daß sie in 14 Tagen bis 4 Wochen Stadt nnd Hochstift zu verlassen hätten. Eine Gesandtschaft an den Bischof hatte keinen Erfolg. Nicht einmal die Bitte wurde ihnen gewährt, daß man ihnen drei Jahre zum Verkauf ihrer Güter, die sie sonst verschleudern müßten, und zur sonstigen Vorbereitung des Abzugs gönnen möge. Wohl versuchten sie noch weiteren Widerstand und ließen den gesetzten Abzugstermin unbenutzt verstreichen; aber schließlich blieb ihnen doch nichts anderes übrig, als der Gewalt zu weichen und Haus und Hof zu verlassen. Ende Juli 1586 zogen ihrer etwa 80 Bürger mit ihren Familien aus der Stadt und gründeten sich in Remlingen, Marktheidenfeld, Wertheim, Kitzingen und andern Orten eine neue Heimat.

Andere ließen sich in dem evangelischen Dorfe Laudenbach nieder, Karlstadt gegenüber, jenseits des Mains, welcher Ort zur Grafschaft Wertheim gehörte. Von dort aus gedachten sie ihre Aecker und Weinberge zu bestellen. Aber Julius ließ auch das nicht zu, sondern verbot den Ausgewiesenen das Betreten von Land und Stadt bei schwerer Strafe. Als aber etliche doch zurückzukehren wagten, wurden sie ins Gefängnis geworfen und schändlich mißhandelt. So ist Karlstadt wieder katholisch gemacht worden und bis auf die neueste Zeit rein katholisch geblieben. Nur vorübergehend wurde später die Predigt des Evangeliums in Karlstadt vernommen, als die Schweden am 14. Oktober 1631 das befestigte Städtchen besetzten. Aber so gründliche Arbeit hatte Bischof Julius gemacht, daß der Stadtschreiber Johann Satz, der eine Chronik der Schwedenzeit geschrieben hat, von der evangelischen Periode Karlstadts gar nichts gehört zu haben scheint. Denn er erzählt: „Sonntag den 16. Novembris Alß der Pfarrherr zu Mühlbach Ostertag genannt, das Stillambt in der Pfar Kirchen alhie geleßen, Ist nach Verrichtung deßelben des Obristen Wildensteins Prädicant vff deren Predigtstuhl, vff welche Cantzel dan Zuvor so lang die Kirchen gestanden kein Lutherischer oder ander vnkatholischer Prediger nit kommen, gestiegen vnd den Soldatten gebredigt, vnd hernacher ein Psalm gesungen worden." Hier also war es dem Bischof Julius gelungen, das Evangelium auszurotten „reinab, reinab bis auf den Boden."

Dieselben Mittel führten ihn auch anderwärts zu demselben Ziel. Die Bürger von Gerolzhofen waren ihm nicht williger als die zu Karlstadt. Sie beratschlagten, ob sie überhaupt den Bischof in ihre Stadt aufnehmen sollten, wenn er nicht als weltlicher Fürst, sondern als geistliches Oberhaupt unter sie treten würde, um ihnen eine andere Religion anzubefehlen. Sie waren entschlossen, mit Gefahr ihres Lebens und ihrer Güter bei ihrem evangelischen Glauben zu bleiben. Aber als der Bischof kam, ließ er sie hart an: Im ganzen Stift habe er nirgend so ungehorsame Unterthanen als in Gerolzhofen. Sie sollten aber nicht wähnen, daß ihm an 300 Bürgern etwas gelegen sei; denn

wofern sie nicht bis Ostern zum katholischen Glauben zurückgekehrt wären, würde er sie samt und sonders aus dem Lande schaffen. Seinem Amtsverwalter aber befahl er, er solle jeden, der sich widersetzlich zeige, in Ketten und Banden werfen und an ihn nach Würzburg berichten, indem dann alle Ungehorsamen erkennen sollten, daß sie einen Fürsten hätten, der ihrer mächtig wäre. Was blieb den Armen übrig, wenn sie nicht in die Messe gehen wollten? Sie verließen die teure Heimat und zogen — 67 Bürger mit Weib und Kind — fort, in andere Gegend, wo sie frei ihres Glaubens leben konnten.

Wie in Karlstadt und Gerolzhofen, so war man auch zu Haßfurt und Neustadt sehr wenig geneigt, zur „alleinseligmachenden“ Kirche zurückzukehren. In Münnerstadt mußte gegen die widerstrebenden Protestanten sehr nachdrücklich verfahren werden; die Bürger des Wallfahrtsortes Dettelbach, der so vollständig evangelisch war, daß man nicht einmal mehr einen Kirchner für die katholische Kirche finden konnte, zeigten sich gegen den Jesuitenpater Gerhard äußerst widerspänstig; in Sulzfeld ging das Bekehrungswerk nur langsam vor sich, in Ochsenfurt zog es sich bis 1603 hinaus. In Eibelstadt erklärten 66 Bürger, daß sie lieber ihre Güter verkaufen und wegziehen, als katholisch werden würden. Erst nach dem 30 jährigen Kriege gelang es endlich den Jesuiten, „die Ketzer Eibelstadts gar mürbe zu machen“ und das Evangelium dort auszurotten.

Wir haben vorhin des Mainstädtchens Marktheidenfeld als eines Ortes gedacht, an dem die flüchtenden Protestanten des Bistums Würzburg eine Zufluchtsstätte fanden. Ach, die Bewohner des Städtchens sollten bald selbst in Not kommen! Bald mußten sie selber als arme Exulanten die Heimat meiden oder mit wundem Gewissen ihre Kniee in der verhaßten Messe beugen!

Marktheidenfeld war würzburgisches Lehen und gehörte zur Grafschaft Wertheim. In dieser hatte sich Graf Georg II. schon frühe der evangelischen Wahrheit zugewendet und war bereits 1521 zu Worms für Luther eingetreten. Bald wirkte er auch in seiner Grafschaft für Ausbreitung

des Evangeliums. Luther selbst sandte ihm auf seine Bitte im Jahre 1525 den berühmten Prediger Eberlin von Günzburg; dessen feuriger Beredtsamkeit war es gelungen, bis 1527 das Evangelium in der ganzen Grafschaft zur Annahme zu bringen; auch Marktheidenfeld war evangelisch geworden.

Aber Georgs gleichgesinnter Sohn und Nachfolger Michael III. starb kinderlos in jungen Jahren. Wohl gelang es dessen Schwiegervater, dem protestantischen Grafen Stollberg, durch Aufwendung großer Summen, auch die Lehen an sich zu bringen, welche Michael von geistlichen Fürsten innegehabt hatte. Aber nach seinem 1574 erfolgten Tode nahm Julius, trotzdem sein Recht mindestens sehr zweifelhaft war, Marktheidenfeld und etliche andere Aemter ohne Weiteres als heimgefallene Lehen in Anspruch und, ohne den Austrag der Sache auf dem Rechtsweg abzuwarten, schritt er 1589 zur Waffengewalt und setzte sich unter jahrelangen blutigen Kämpfen in den Besitz des beanspruchten Lehens.

Hart legte sich alsbald die Hand des glaubenseifrigen Bischofs auf Marktheidenfeld. Zunächst wurden die Einwohner durch harte Maßregeln gezwungen, ihm zu huldigen, und dann wurde auf gleiche Weise das gottgefällige Bekehrungswerk vollbracht. Der Präfekt am Juliusspital, Johannes Molitor, der Sohn eines evangelisch gewordenen Vaters, unterzog sich der traurigen unrühmlichen Aufgabe, durch Gewaltthat die Gewissen zu beugen. Auswanderung oder Messe — eine von diesen zwei Möglichkeiten mußten auch die Bürger von Marktheidenfeld wählen. — Bezeichnend ist dieser Wertheim'sche Lehenshandel besonders für den Charakter des Bischofs Julius: Wie einst in den Fuldaer Wirren, so verschmäht er es auch hier nicht, sich auf zweifelhafte Rechtstitel zu stützen, wenn er nur die Erreichung seiner Zwecke fördern kann: Die Vergrößerung seines Bistums und die Ausrottung des Protestantismus.

Und nun, lieber Leser, lenken wir unsere Schritte noch der rebenreichen Hauptstadt des Frankenlandes zu, dem sonnigen Würzburg. Hier war schon frühe, noch ehe Bonifazius deutschen Boden betrat, durch die Irländer

Kilian, Totnan und Colonat das Christentum gepflanzt worden; frühe hatten sich auch evangelische Regungen in der Stadt geltend gemacht. Auf der Kanzel des Domes, der vornehmsten Predigtstätte des Bistums, stand um 1520 als Prediger der evangelisch gesinnte Dr. Paul Speratus, uns allen bekannt als Dichter des Reformationsliedes: „Es ist das Heil uns kommen her von Gnad und lauter Güten.“ Dort predigte nach ihm in gleichem Geiste Johann Graumann, dem wir das Lied verdanken: „Nun lob, mein Seel, den Herren.“ Dort konnten es anfangs der zwanziger Jahre des Reformationsjahrhunderts zwei Chorherren und geistliche Räte, Johann Apel und Friedrich Fischer wagen, mit dem Zölibat zu brechen und in den Ehestand zu treten, noch ehe Luther diesen bedeutungsvollen Schritt gethan hatte. Dort fand Luther bei dem milden Bischof Laurentius von Bibra 1518 freundliche Aufnahme und empfehlenden Geleitsbrief für seine weitere Reise, und noch 1519, als der Kampf mit Rom schon hart entbrannt war, bat der Bischof den Kurfürsten von Sachsen in einem eigenhändigen Schreiben: „Eure Liebe wolle ja den frommen Mann, Dr. Martinus, nicht wegziehen lassen, denn es geschehe ihm Unrecht.“ Im Domkapitel zu Würzburg gab es eine der Kirchenverbesserung geneigte Partei und unter der niederen Geistlichkeit waren der Anhänger des Neuen noch mehr; sogar hinter Klostermauern wurden eifrig evangelische Bücher gelesen! Aber nach dem Tode Bibra's konnten die evangelisch gesinnten Domherrn die Wahl ihres Kandidaten nicht durchsetzen: Der neugewählte Bischof Konrad von Thüngen war ein entschiedener Gegner jeglicher evangelischen Neuerung: Die verheirateten geistlichen Räte wurden erst eingekerkert, zuletzt ihres Amtes entsetzt und aus dem Stift gewiesen, die evangelischen Domprediger mußten weichen, das Domkapitel wurde von den ketzerischen Elementen gereinigt, und die Reformation auch sonst auf jegliche Weise bekämpft. Aber von 1540 ab kamen unter den Bischöfen Konrad von Bibra und Melchior von Zobel wieder bessere Zeiten für die Evangelischen, und obwohl nach ihnen Bischof Friedrich von Wirsberg alles aufbot, das Bistum beim katholischen Glauben zu erhalten, so konnte er der Ausbreitung der lutherischen

Lehre doch keinen genügenden Damm mehr entgegensetzen: Bei seinem Tode 1573 war die alte Bischofsstadt wohl schon zur Hälfte evangelisch geworden und war auf dem besten Wege, ganz evangelisch zu werden! Aber nun kam auch über sie das Verhängnis in Gestalt des Bischofs Julius. Schon hatte er auf den Dörfern und in den Landstädten den evangelischen Glauben ausgerottet: Nun galt es noch den Hauptschlag zu thun, Würzburg selbst zur alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen! 1587 im März zitierte er den Stadtmagistrat, in welchem fünf evangelische Räte saßen, vor sich und erklärte ihm kurz und bündig, daß es mit der Duldung des evangelischen Gottesdienstes zu Ende sei, er verlange Rückkehr zur katholischen Kirche. Da schüttelten vier der evangelischen Ratsherrn den Staub von ihren Füßen und verließen die Stadt, in der fortan die Gewissen sollten geknechtet werden; den fünften bewahrte der Tod vor dem Exil. So war der Magistrat purifiziert. Darnach kam die Bürgerschaft an die Reihe. Jeder einzelne Bürger mußte sich zu Protokoll über seine Gesinnung aussprechen; aber obwohl sich die halbe Einwohnerschaft und zwar der wohlhabendere angesehenere Teil derselben zur evangelischen Lehre bekannte, so ließ sich der Bischof doch nicht abhalten, die katholische Kommunion oder die Auswanderung zu erzwingen; aber, so wird berichtet, „ein guter Teil der Bürger hielt hart, mit denen auch folgender Zeit viel Mühe angewendet wurde, bis sie endlich durch treuen Fleiß und aus gutem Exempel ihrer Mitnachbarn gewonnen wurden. Bei etlichen war alles umsonst, die zogen hinweg.“

So sehen wir denn, ohne weiter ins Einzelne einzugehen, daß Bischof Julius mit seinen Bekehrungsversuchen auf ernsten, aus dem religiösen Gewissen geborenen Widerstand stieß.

Wenn es ihm nun doch gelang, den Protestantismus im Hochstift völlig auszurotten, so hat er es lediglich seiner Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel zu danken. Drohung, Amtsentsetzung, Gefängnis, Landesverweisung waren die Mittel, mit welchen er sein Ziel erreichte. Die nicht ganz feststanden im Glauben, ließen sich durch seine Drohungen einschüchtern; der Verlust von Hab

und Gut, die bittere Aussicht, ins Elend ziehen und das Brot der Verbannung essen zu müssen, die Quälereien und Drängereien, denen sie ausgesetzt waren, brachen ihre Thatkraft und Widerstandsfähigkeit und so gingen sie zuletzt doch wieder in die Messe, obgleich ihnen dieselbe im Herzen vielleicht ein Greuel war. Die Standhaften, Festgegründeten, Opfermutigen, Charakterfesten ertrugen kürzere oder längere Zeit alle Bedrückungen — endlich, da sich keine Aussicht auf Rettung mehr bot, wanderten sie aus, mit zerrüttetem Wohlstand, aber mit heilem Gewissen. Sie machten Ernst mit dem Worte:

Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib:
Laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn;
Das Reich muß uns doch bleiben.

Und eben um ihrer Treue willen war auch Gott der Herr mit ihnen, wie er in späteren Zeiten war mit den Hunderttausenden von französischen Protestanten, welche Ludwig XIV. durch die unmenschlichsten Quälereien aus ihrem Vaterlande vertrieben hat. Wie er diesen eine offene Thür bereitete, daß sie in Holland, England, Brandenburg, im Bayreuth'schen und Ansbach'schen und in andern Ländern freundliche Aufnahme fanden und, von Gott gesegnet, auch andern zum Segen wurden, so bereitete er auch den vertriebenen fränkischen Protestanten in den benachbarten evangelischen Gebieten eine Zufluchtsstätte: In der Markgrafschaft Ansbach, in den Grafschaften Castell und Wertheim, in den Städten Schweinfurt und Kitzingen, in den Flecken Prichsenstadt, Thüngen, Mainbernheim, Sommerhausen, Winterhausen und andern Orten fanden sie eine neue schönere Heimat, wo sie im Frieden unter Glaubensgenossen dem Herrn dienen konnten auf ihre Weise. Ihre Nachkommen sind noch heute in jenen Städten zu finden.

Nur ein Beispiel, wie Gott der Herr ihre Treue segnete, wie er an ihnen wahr machte seine Verheißung: Aber denen, so mich lieben und meine Gebote halten, denen thue ich wohl bis ins tausendste Glied. Von Bischof Julius aus Münnerstadt vertrieben, hatte sich ein Protestant in Schweinfurt niedergelassen. Die Nachkommen dieses Mannes

hielten im Jahre 1895 einen Familientag. Da kamen sie aus Bayern und Hessen, aus Böhmen und Sachsen, aus der verschiedensten Herren Ländern in der zweiten Heimat ihres Geschlechts zusammen. Hunderte von Männern, Frauen und Kindern sind aus jenem einen Stamme erwachsen und überall haben sie, soweit sie auch zerstreut wurden, gleich ihren Ahnen Treue gehalten, sind überall gut evangelisch geblieben und nehmen auch in der Welt durchweg geachtete angesehene Stellungen ein, als Professoren, Geistliche, Beamte, Kaufleute, zum Teil in weiteren Kreisen bekannte Namen, auch gesegnet mit irdischen Gütern. Wie arm mag jener Münnerstädter Exulant in Schweinfurt eingezogen sein! Wenn er jetzt hätte sehen können all den Segen, den Gott über sein Geschlecht ausgeschüttet noch nach Jahrhunderten, er hätte wohl in tiefster Rührung angestimmt: Herr, ich bin zu gering all der Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan hast!

So hat Gott wohl an den Einzelnen gutgemacht, was Bischof Julius gedachte böse zu machen. Aber das entschuldigt diesen nicht. Die Verwüstung, welche er unter den Evangelischen des Bistums angerichtet hat, war eine schreckliche, vernichtende, sein Vorgehen ein Faustschlag in das Antlitz der christlichen Nächstenliebe. Zwar ist es nicht möglich, die Zahl der zwangsweise bekehrten oder vertriebenen Protestanten genau anzugeben. Gewiß aber waren es Hunderte von ganz oder halb evangelischen Städten und Dörfern, welche er zur katholischen Kirche zurückführte. Die allein im Jahre 1586 Vergewaltigten werden auf über 60 000 Seelen geschätzt, im ganzen mögen es wohl 100 000 gewesen sein. Von den „purifizierten" Orten stellen wir blos die bedeutendsten zusammen: Würzburg, Heidingsfeld, Randersacker, Eibelstadt, Ochsenfurt, Dettelbach, Gerolzhofen, Haßfurt, Karlstadt, Gemünden, Marktheidenfeld, Münnerstadt, Neustadt a. S., Volkach, Escherndorf ꝛc. Noch heute finden wir in vielen katholischen Ortschaften, die sich nicht selten auszeichnen durch einen ausschließenden ultramontanen Katholizismus, deren Einwohner die Lutherischen kaum als Christen gelten lassen — wir finden in vielen solchen Ortschaften an Kirchen, auch Kirchhofsmauern steinerne Tafeln,

deren Inschriften bezeugen, daß der Ort ehedem protestantisch gewesen ist und erst durch Bischof Julius „bekehrt" wurde. So steht in dem freundlichen Städtchen Marktheidenfeld am Main über dem Portal der katholischen Kirche:

„Bischof Julius aus Vatters Treuw
Dotiert die Pfarr, Baüt die Kirchen Neuw,
Pflanzt ein die Alt Religion,
Deß folgt ihm sein treuw Unterthon.
Er freudt sich deß und wünscht darbey,
Daß Gott dies Werk ein Schützer sey.
Dafür er nur den Danck begerth,
Daß sein Vorsorg bleib unverkehrt."

Aehnlich steht in dem weinreichen Orte Eschерndorf an einem Steine des Kirchhofs zu lesen:

Bischof Julius 40 Jahr regiert,
Die Pfarr dotiert, die Kirch regiert,
Das Pfarr- und Schulhaus erbauet neu,
Nachfolget mehr aus Vatertreu,
Führt ein die alte Religion,
Die frei erkannt sein Unterthon,
Das alles nur zum Glück und Segen
Der treue Fürst thut Gott ergeben.

Wie es mit der „freien" Erkenntnis der alten Religion stand, und durch welche Mittel Bischof Julius derselben nachhalf, wissen wir schon. Trotz dieser Umbiegung der Wahrheit sind uns diese Inschriften, welche ähnlich lautend häufig wiederkehren, als geschichtliche Urkunden von Wert. Es sind oft die einzigen Zeugen, welche noch an die protestantische Vergangenheit jener Orte erinnern und dieselbe als unleugbare Thatsache bestätigen. Wir lesen sie mit Trauer und Wehmut. —

Eine Frage nun drängt sich uns bei diesem Vernichtungskampf gegen die Protestanten im Bistum Würzburg und anderwärts unabweisbar auf: Wie war es denn nur möglich, daß sich Bischof Julius solche Gewaltthat erlauben konnte? Das Bistum lag doch nicht in China, sondern mitten in Deutschland, an den Grenzen

protestantischer Länder! Hörten denn die protestantischen Fürsten und Machthaber nichts davon, wie man ihre Glaubensgenossen drangsalierte und mißhandelte? Warum schritten sie nicht ein? Warum riefen sie dem harten Bischof nicht zu: Bis hieher und nicht weiter? Die Protestanten hatten doch in Deutschland weit, weitaus das Uebergewicht: Ohngefähr $^{9}/_{10}$ mögen evangelisch gewesen sein, nur noch $^{1}/_{10}$ hing der alten Religion an. Wie mochte sich die Mehrheit von der Minderheit so vergewaltigen lassen? Zudem hatten doch die Protestanten die Ferdinand'sche Deklaration für sich, hatten das Versprechen Kaiser Ferdinands als Rechtsboden unter den Füßen, auf den sie sich hätten stützen können, wenn sie die Verfolgung ihrer Glaubensgenossen in dem geistlichen Gebiete des Bischof Julius nicht dulden wollten! Wie war es möglich, daß gar kein ernster nachdrücklicher Versuch gemacht wurde, die unglückseligen Protestanten im Bistum zu retten?

Ja, lieber Leser, das war dieselbe Geschichte im Protestantismus wie im deutschen Vaterland. Da hast du wohl auch schon grimmig gefragt: Wie konnte denn nur das deutsche Reich, dies Land starker wehrhafter Männer, wie konnte es nur einen räuberischen Ludwig XIV. einbrechen lassen in seine Grenzen, wie konnte es sein Straßburg „die wunderschöne Stadt" rauben lassen, ohne nur einen Schwertstreich zu thun?!

Es war die deutsche Uneinigkeit, die dem Feinde Thor und Thür öffnete. Und so war es auch die Uneinigkeit der protestantischen Fürsten, der protestantischen Konfessionen, welche Roms Geschäfte besorgte, welche dem Katholizismus half, ein Drittel des deutschen Landes und Volk zurückzuerobern.

Während die Katholiken aus ihrer Entmutigung sich aufrafften und — geführt von den bayrischen Herzögen — in aller Stille ihre Kräfte sammelten, zersplitterten die Evangelischen ihre Kraft durch wachsende Zwietracht.

Vor allem waren die Lutheraner der strengeren Art voll Mißtrauens gegen die Anhänger Calvins. Besonders stark war diese Abneigung am kurfürstlichen Hofe in Dresden. Bezeichnend, aber auch ein Beweis kaum

begreiflicher Kurzsichtigkeit, ist die Aeußerung des dortigen Hofpredigers Hoë von Hohenegg: „Man solle lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen denn mit und zu den Calvinisten“ — als ob es nicht eine gebieterische Pflicht der Selbsterhaltung für alle Evangelischen gewesen wäre, das gegenseitige Mißtrauen zu überwinden, die Lehrunterschiede christlich zu tragen und gegen den Katholizismus zusammenzuhalten! Luther selbst, so sehr er auch gegen die Sakramentierer geeifert haben mag, hat doch die Folgen der Uneinigkeit bereits voraus gesehen und gesagt, daß „alle Pforten der Hölle, das ganze Papsttum, die Türken, die ganze Welt, das Fleisch und was es sonst Böses gibt, dem Evangelium nicht soviel schaden könnte, wenn wir einig geblieben wären.“ Und Melanchthon, der Mann mit dem frommen weiten weichen Herzen klagt nicht umsonst über den Abendmahlsstreit, den Ausgangspunkt alles Haders: Könnte er „soviel Thränen weinen, als Elbe und Weser Wasser haben, seinen Schmerz erschöpfte es nicht!“

Und doch waren die Folgen noch schlimmer, als sie geahnt hatten. Wie ein Frühlingsreif auf die Blüten, so legte sich die Uneinigkeit wegen der Lehrunterschiede auf alles Beginnen der Protestanten. Da war kein einmütiges thatkräftiges Auftreten, da war keine Politik der großen Gesichtspunkte, da war kein Zusammenhalten, selbst dann nicht, wenn es sich um Lebensinteressen des Protestantismus handelte. Vor allem spielte Kursachsen, der mächtigste protestantische Staat, eine traurige Rolle. Anstatt eine entschieden protestantische Stellung einzunehmen, glaubten die sächsischen Kurfürsten, welche später bezeichnender Weise wirklich wieder katholisch geworden sind, eine Vermittlerrolle zwischen den religiösen Parteien zur Aufrechterhaltung des Augsburger Religionsfriedens spielen zu müssen; sie wollten sich lieb Kind bei dem Kaiser machen, mochte auch die evangelische Sache dadurch den größten Schaden erleiden. Sie waren nicht zu einem thatkräftigen Zusammenwirken mit den Reformierten zu bewegen und legten dadurch auch die entschiedenen protestantischen Fürsten, die gerne gehandelt hätten, lahm.

Diese Verhältnisse innerhalb des Protestantismus allein machen es erklärlich, daß sich der Katholizismus zu einem neuen Siegeszug durch Deutschland aufraffen konnte. Er wäre verloren gewesen, Deutschland wäre ein rein evangelisches Land geworden, wenn die Evangelischen als ein Mann für ihren Glauben zusammengestanden hätten. Deutschland eines Glaubens! Die Vorstellung ist so schön, so herrlich, daß man sie kaum ausdenken kann. Aber Jammer! Die Evangelischen selbst tragen die meiste Schuld, daß es so ganz anders gekommen ist. Welche Mahnung zur Einigkeit!

Die Zwietracht der Protestanten hat es denn auch möglich gemacht, daß Bischof Julius mit rücksichtsloser Härte das Evangelium in seinem Lande ausrotten konnte.

Das Aufsehen, welches die Verfolgung der Würzburgischen Protestanten machte, war ja in ganz Deutschland groß genug und an Vorstellungen, welche sie an Bischof Julius richteten, ließen es die evangelischen Fürsten nicht fehlen; auch durch Gesandtschaften und persönliche Einwirkung suchten einzelne eine Milderung des traurigen Loses ihrer Glaubensgenossen herbeizuführen. So die Landgrafen Wilhelm und Ludwig von Hessen-Kassel, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, Herzog Ludwig zu Würtemberg, die Pfalzgrafen Johann Kasimir und Philipp Ludwig und andere. Aber durch Vorstellungen ließ sich ein Bischof Julius in dem begonnenen Werke nicht aufhalten. Das hätten sich die evangelischen Fürsten schließlich auch selbst sagen können. Uebrigens scheute sich Julius auch nicht, — und das ist ein nicht wegzuleugnender Flecken an seinem Charakter — die Fürsten mit falschen Vorspiegelungen und Täuschungen hinzuhalten, als ob „seine Maßnahmen nicht zur Verachtung oder Unterdrückung der Augsburgischen Konfession gemeint seien“, sondern sich nur gegen Wiedertäufer, Kalvinisten und sittenlose Personen richteten.

Den Protestanten des Bistums hätte blos die einmütige und bestimmte Erklärung der evangelischen Fürsten helfen können: Wir dulden die Unterdrückung unserer Glaubensgenossen nicht und werden dieselbe

nötigenfalls auch mit Gewalt zu verhindern wissen. Man scheint auch wirklich katholischerseits die Anwendung von Waffengewalt nicht für unmöglich gehalten zu haben. Denn Herzog Wilhelm von Bayern gab dem Bischof Julius im Dezember 1586 die Versicherung, daß, sofern er wegen seines Religionswerkes angegriffen werden sollte, ihm sowohl sein herzoglicher Beistand als auch jener des Landsberger Bundes zu Teil werden würde. Und der Papst schrieb 1587 an Julius, daß er ihn, falls er bekriegt werden sollte, mit Geld und sonstigen Empfehlungen und Hilfsleistungen unterstützen werde. Allein zu thatkräftigem Handeln konnten sich die evangelischen Fürsten nicht aufschwingen. Sie verschrieben viele Tinte und schickten Gesandtschaften und ließen zuletzt, wenn man nichts nach ihnen fragte, die Dinge gehen, wie sie wollten — so an andern Orten, so auch im Würzburgischen. Auf diese Weise ging der Protestantismus, ohne Hilfe zu finden, in einem großen Teil Unterfrankens zugrunde, nachdem er auf dem besten Wege gewesen war, das ganze Bistum zu gewinnen.

Mit rücksichtsloser Energie, mit Härte und Unbarmherzigkeit hatte Bischof Julius, was er wollte, hinausgeführt.

Man rühmt katholischerseits, daß Bischof Julius sein Bekehrungswerk in ganz selbstloser Weise, aus den reinsten und edelsten Beweggründen, vollbracht habe. Damit stimmt aber schlecht, daß er von den auswandernden Protestanten ein Drittel ihrer Güter eingezogen hat. Man sucht umsonst in göttlichem und menschlichem Recht nach einem Gesetz, womit solche Beraubung zu rechtfertigen gewesen wäre. Die Mittel, die Julius auf diese Weise erhielt, waren nicht unbedeutend; denn die Protestanten waren der wohlhabendere Teil der Bevölkerung. Während er das nach ihm benannte Spital und die Universität aus öffentlichen Mitteln gründete, machte es ihm jenes von den Protestanten erpreßte Blutgeld möglich, trotzdem er das Bistum verschuldet und heruntergekommen übernommen hatte, große Bauten aufzuführen, die Schuldenlast zu mindern, verpfändete Gebietsteile einzulösen, Schlösser und Güter anzukaufen, Kirchen und Klöster

zu gründen, glänzende Gastfreundschaft zu üben und doch noch ein großes Privatvermögen zu hinterlassen.

Auch diese Seite seines Charakters gefällt uns nicht.

Fassen wir das Charakterbild des Bischofs Julius zusammen, so soll nicht in Abrede gestellt werden, daß er große Eigenschaften hatte, daß er die Gaben besaß, sich sein ehernes Standbild in Würzburg, seinen Ehrenplatz in der Walhalla Ludwigs I. wirklich zu verdienen.

Er war ein willensstarker Charakter; aber seine Willensstärke artete aus in Härte, Unbarmherzigkeit, Grausamkeit.

Er war thatkräftig; aber seine Thatkraft ging bis zur Gewaltthätigkeit, bis zur Herrschsucht, bis zum Despotismus.

Er war klug und umsichtig; aber er verschmähte es nicht, auch blos schlau und berechnend zu sein mit einem Einschlag von Falschheit, Heuchelei, Doppelzüngigkeit.

Er war zielbewußt; aber sein Zielbewußtsein wuchs sich aus zum Fanatismus.

Er war ein Förderer der Wissenschaft; aber nicht in reiner Begeisterung, vielmehr war ihm die Wissenschaft blos Mittel zum Zweck seines „Religionswerks“.

Er war tadellos katholisch; aber nicht katholisch im edlen Sinne des Worts wie ein Bischof Sailer, sondern jesuitisch-katholisch, ultramontan-katholisch.

Er war wohlthätig; aber nicht barmherzig im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter.

Er war geistig hochbegabt; aber das Charakteristikum wahrhaft großer Männer, die sich über ihre Zeit erheben, fehlte ihm gänzlich. Er war lediglich groß als jesuitisch-ultramontaner Katholik.

Will man ihn aber trotz alledem unter die großen Männer zählen: Ein großer edler Charakter war er nicht! Er war ein einheitlicher Charakter, aber in der Richtung eines Philipp II.

Wenn die Thränen, der Jammer, die Gewissensnot, welche er über viele Tausende von unschuldigen Menschen

gebracht hat, mit über ihn zu Gericht sitzen — dann ist ihm das Urteil gesprochen.

Der Jammer, den er unserer evangelischen Kirche angethan hat, schreit noch heute zum Himmel; noch jetzt nach drei Jahrhunderten sind die Wunden nicht geheilt, die er ihr geschlagen. Und doch, ob auch das Würzburger Land heute noch eine Hochburg des Katholizismus und Ultramontanismus sein mag: Das Lebenswerk des Bischofs Julius geht in Trümmer. Der Protestantismus im bischöflichen Unterfranken war als der sterbende, ja als der getötete — und siehe, er lebt!

Mitten im katholischen Lande und dichtbei mußte Bischof Julius doch noch eine kleine Anzahl evangelischer Gemeinden übrig lassen, nämlich solche, welche nicht unter seiner Botmäßigkeit standen, sondern der reichsunmittelbaren Ritterschaft gehörten. Dorthin konnte er seine Verfolgungswut nicht ausdehnen, und so haben sich jene Gemeinden, wie Oasen in der Wüste liegend, durch die bösen Zeiten hindurch bis heutigen Tages erhalten. Diese noch aus der Reformationszeit stammenden Gemeinden sind nun die Stützpunkte der jetzt wieder kräftig emporstrebenden evangelischen Diasporakirche. Wo sich irgend in einem Städtchen oder Dorfe eine Anzahl evangelischer Glaubensgenossen zusammenfinden, da werden sie von diesen alten Pfarreien aus kirchlich versorgt. Evangelische Bethäuser, Predigtstationen, Schulen wachsen zahlreich empor; wo aber der protestantischen Kinder zu wenig sind, als daß man für sie eine eigene Schule errichten könnte, da wird ihnen wenigstens allwöchentlich vom nächsten evangelischen Pfarrer, ob er auch Stunden weit zu gehen hätte, Religionsunterricht erteilt. Es ist eine Freude für jedes evangelische Herz, dieses Wiederaufblühen unserer Kirche zu beobachten auf dem Boden, auf welchem nach Bischof Julius' Willen nie wieder evangelisches Leben sich hätte regen sollen. Ja, der Herr richtet das Zertretene wieder auf und weckt das Erstorbene zu neuem Leben.

Würzburg selbst, die Stadt des Bischofs Julius, in welcher ihm König Ludwig I. ein stolzes Denkmal errichtet hat, sieht von Jahr zu Jahr ein stärkeres Anwachsen der

evangelischen Gemeinde, die bereits den fünften Teil der gesamten Einwohnerschaft ausmacht. Wie klein war nach Jahrhunderte langer Zerstörung ihr Anfang im Jahre 1802! Damals wurde die Last weltlicher Herrschaft den deutschen Bischöfen abgenommen und das Bistum Würzburg kam an Bayern. Nun durften unter dem milden und gerechten Regiment des Kurfürsten und späteren Königs Maximilian I. auch wieder Protestanten in der Stadt Würzburg sich niederlassen und nach 168 Jahren wurde wieder der erste evangelische Gottesdienst daselbst gehalten. Bald jedoch wurde die Kapelle, die den Protestanten überlassen worden war, zu klein und es wurde ihnen die geräumige St. Stephanskirche angewiesen, welche sie auch jetzt noch inne haben. Aber auch diese ist längst nicht mehr ausreichend, und so wurde eine neue stattliche Kirche erbaut und a. 1895 am Tage Johannis des Täufers unter Teilnahme von etwa 80 unterfränkischen evangelischen Geistlichen dem gottesdienstlichen Gebrauche feierlich übergeben. Im Besitze zweier großen Kirchen, an denen nicht weniger als sieben Geistliche wirken, ist nun die 12000 Seelen zählende Gemeinde kirchlich wohl versorgt — ein stattlicher Baum, erwachsen aus dürrem Erdreich!

Und wie in Würzburg, so faßt die evangelische Kirche im ganzen Lande, in dem sie einst so rücksichtslos ist niedergetreten worden, wieder festen Fuß, langsam zwar, aber stetig und unaufhaltsam. —

Weshalb wir aber diese alten Geschichten vom harten Bischof Julius Echter und der grausamen Verfolgung seiner protestantischen Unterthanen wieder ausgegraben haben? Weshalb wir sie dem evangelischen Volke ins Gedächtnis rufen? Sollte man solch' böse Dinge um des lieben konfessionellen Friedens willen nicht besser der Vergessenheit überantworten? Wir sind nicht dieser Meinung; es scheint uns vielmehr recht gut, daß die Evangelischen erfahren, wie in der Vergangenheit ihre Kirche von katholischer Seite behandelt worden ist. Vielleicht wacht dann doch mancher aus seiner Vertrauensseligkeit gegenüber der katholischen „Schwesterkirche“ auf und hält fortan mit mehr Treue über dem Glauben, der im Feuer der Verfolgung

sieben Mal bewähret wurde, für den unsere Väter Unsägliches erduldet haben.

Weiter aber sollen wir uns dadurch anspornen lassen zum Danke gegen Gott, daß jene harten Verfolgungszeiten aufgehört haben, daß die Gewissensfreiheit, welche die Reformation gebracht, vom römischen Papste wohl noch mit Worten verdammt, aber durch die That nicht mehr angefochten werden kann. Wenn wir öfter bedächten, wie in alten Zeiten das treue Bekenntnis zur evangelischen Lehre Tausenden Heimat und Vaterland, Hab und Gut gekostet hat, und wie tausend andere aus Not und Zwang — mit Thränen in den Augen, mit Unfrieden im Herzen — in die Messe gegangen sind — dann würden wir es vielleicht höher anschlagen, daß uns Sonntag für Sonntag die Glocken laut zum evangelischen Gottesdienst rufen, daß wir frank und frei unseres Glaubens leben können.

Endlich aber soll uns die Leidens- und Märtyrergeschichte unserer Glaubensgenossen antreiben, daß wir mit freudiger Opferwilligkeit für die Förderung unserer evangelischen Kirche eintreten, damit sie da, wo sie einst durch rohe Gewaltthat unterdrückt worden ist, wieder einwurzle und neue grünende Zweige treibe. Die evangelische Diaspora zu stärken, das sollen alle evangelischen Christen lernen als eine Ehrenpflicht betrachten, und sollen diese zarte Pflanze mit besonderer Sorgfalt pflegen, gerade wie eine Mutter ihr jüngstes und zartestes Kind am sorgfältigsten pflegt. Solches sollen wir thun, bis es einst keine evangelische Diaspora mehr geben wird, bis einst alle Irrenden sich bekehrt haben werden zu dem reinen seligmachenden Evangelium, das Gott durch Luthers Dienst der evangelischen Kirche vertraut hat, das zu besitzen ihr Stolz und ihre Freude, ihre Kraft und Stärke sein wird immerdar.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. **Georg Rietschel**, Luther und sein Haus.
2. **Heinrich Rinn**, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. **Gottlieb Linder**, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. **Adolf Henschel**, Valerius Herberger.
5. **Otto Rasemann**, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. **P. Gennrich**, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. **Julius Schall**, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. **Fritz Baumgarten**, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. **H. Meinhof**, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. **Adolf Henschel**, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. **Franz Blanckmeister**, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. **Georg Rietschel**, Luthers seliger Heimgang.
13. **Julius Ney**, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. **A. Kurs**, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. **Julius Köstlin**, Die Glaubensartikel der Augsburger Confession erläutert.

17. **Friedrich Hülße**, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. **K. Schmidt**, Das heilige Blut von Sternberg.
19. **R. Splittgerber**, Kampf und Sieg des Evangeliums im Kreise Schwiebus.
20. **Adolf Henschel**, Petrus Paulus Vergerius.
21. **Heinrich Rinn**, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. **W. Höhn**, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. **R. Foß**, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. **Julius Schall**, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. **Th. Förster**, Luthers Wartburgsjahr 1521—1522.
26. **Fr. Baumgarten**, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. **Karl Fr. Stark**, Die Reformation im unteren Allgäu, in Memmingen und dessen Umgebung.
28. **Otto Albrecht**, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.
29. **G. Zeitler**, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.

Wie die größern Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch andern Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Dr. Max Niemeyer in Halle a. S., Partien von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

Schriften für das deutsche Volk
herausgegeben vom
Verein für Reformationsgeschichte.

Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

Von

Dr. H. v. Schubert,
Prof. in Kiel

Halle a. S. 1897.
In Commissions-Verlag von Max Niemeyer.

XXX



Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

Von

Dr. H. v. Schubert
Prof. in Kiel.

Halle a. S. 1897.
Verein für Reformationsgeschichte.

Paulus, Augustin, Luther, wie oft werden diese drei als Grundsäulen der christlichen Kirche nebeneinander gestellt. Und in der That hat das Leben dieser drei Geisteshelden einen verwandten Grundzug. Luther ist wie Paulus und Augustin durch den Bruch gegangen. Das wird die Seelenforschung immer von neuem reizen. Aber während Paulus und Augustin doch nur einmal mit ihrem bisherigen Leben brachen, um den neuen Weg dann einzuhalten, überraschte Luther seine Umgebung zweimal: einmal ließ er alles was er hatte, um Mönch zu werden, und als er Mönch war, zerschlug er alles Mönchswesen.

Das giebt ein doppelt interessantes Seelenrätsel auf. Aber für uns Glieder der evangelisch-lutherischen Kirche ist das nicht das höchste Interesse und giebt es eine höhere Notwendigkeit in dieses Leben einzudringen. Luther freilich wies mit Entrüstung zurück, daß die auf dem Grunde des neugewonnenen Evangeliums gebaute Kirche sich nach ihm lutherisch nennen sollte. Es ist doch eine evangelisch-lutherische daraus geworden, eine Kirche, deren Einheit nicht in der Verfassung, nicht im Cultus, nur im Glauben, in der Lehre, im Bekenntnis gefunden wurde. Diese Lehre aber ist in ihrem Kern nur eine Projektion, ein Niederschlag der Erfahrungen Luthers. Sein Entwicklungsgang, seine inneren Erlebnisse sind seine Lehre. Schon die ersten Anhänger der von Luther entzündeten Reformationsbewegung mußten es sich gefallen lassen, Lutherani genannt zu werden. Und in der That die Reformation zeichnen, zumal bis 1525, bis zu der ersten großen Hemmung, heißt Luthers Leben schildern, wie er Mönch geworden, wie er die Fesseln gesprengt. Er sprach das erlösende Wort für Tausende und that den Besten seiner Zeit genug. Was

die Ernstesten gesucht, geahnt, erlebt, dem gab er den klaren scharfen Ausdruck. Sie erlebten's mit ihm, sie erlebten's ihm nach. Er wurde ihr Mund, das Mundstück des deutschen Volkes. An ihm erwachte man, an ihm klärte und orientierte man sich, und an ihm stärkte man sich. So wurde er unser großer evangelischer Kirchenvater.

Was folgt daraus? Daß wir uns immer von neuem in sein Lebensbild, in seine Entwickelung vertiefen, mit ihm ins Kloster gehen, mit ihm die Fesseln sprengen müssen, damit wir am Quell immer von neuem lebendiges Interesse und Verständnis schöpfen für die Reformation, für die Kirche der Reformation.

Wir haben viele Lutherstatuen. Die meisten und besten stellen ihn dar als den siegreichen Reformator im Talar oder im Flausrock, die Bibel in der Hand, den Blick zu der oberen Welt siegreich erhoben. Das ist das glorreiche Ende, aber der Weg dahin? Der ging durchs Kloster, und in der Kutte, nicht im Flaus, ist der Reformator geboren und gewachsen. Er hat sie die bedeutungsvollsten 20 Jahre seines Lebens getragen, von 1505 bis nahe an 1525. Als der Bruder Martin hat er die Bulle des Papstes ins Feuer geworfen, und als einer, der in Mönchswinkeln aufgewachsen ist, wie er selbst sagt, und deshalb die Weise der großen Leute nicht kennt, hat er in Worms vor Kaiser und Reich gestanden. Keine Erinnerungsstätte, die wir mit größerer Ehrfurcht zu betrachten hätten als die kleine Zelle zu Erfurt. Kein Meißel und kein Pinsel, auch der Cranachs nicht, der schon den hagern Mönch gemalt, hat vielleicht so scharf den Ringer in der Mönchszelle gepackt wie das Dichterwort unseres vornehmsten historischen Novellisten, Conr. Ferd. Meyer, das er Hutten in den Mund legt:

Je schwerer sich ein Erdensohn befreit,
Je mächtger rührt er unsre Menschlichkeit.

Der selber ich der Zelle früh entsprang,
Mir graut, wie lang der Luther drinnen rang!

Er trug in seiner Brust den Kampf verhüllt,
Der jetzt der Erde halben Kreis erfüllt.

Er brach in Todesnot den Klosterbann —
Das Große thut, nur wer nicht anders kann!

Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch
Und fest umklammert er sein Bibelbuch.

In seiner Seele kämpft, was wird und war,
Ein keuchend, hart verschlungen Ringerpaar.

Sein Geist ist zweier Zeiten Schlachtgebiet —
Mich wundert's nicht, daß er Dämonen sieht.

Laßt uns in diese Ringstatt, in dies Schlachtgebiet hineinblicken und unsern Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeleiten.

I.

Seit die Erkenntnis allgemeiner geworden ist, daß die Geschichte Luthers nicht erst von dem Thesenanschlag an der Thüre der Wittenberger Schloßkirche interessant und wichtig ist, sondern daß der Schlüssel für seine Persönlichkeit gerade in der vorreformatorischen Periode seines Lebens, in der Zeit vor 1517 gesucht werden muß, seitdem hat sich die Forschung dieser Aufgabe mit großem Eifer zugewandt. Einzelnes sehr Wichtige ist auch erst letzthin in der Zwickauer Ratsschulbibliothek gefunden und veröffentlicht worden, die zahlreichen Randbemerkungen in Luthers eigenen Exemplaren des Augustin und der Mystiker, die er im Kloster studiert hat und die so großen Einfluß auf ihn geübt haben.

Aber gerade für die Zeit bis zum Eintritt ins Kloster, für seine Knaben-, Schul- und Studentenzeit scheinen die Quellen nicht reichlicher fließen zu wollen. Es ist, als stände man vor einem großen Vorhang, der nur hier und da einen Blick durch einen kleinen Riß gestattet und uns das reiche Leben nur ahnen läßt, das sich dahinter abspielt. Einzelne Bilder, mit lebensvoller Anschaulichkeit von Luther selbst wiedererzählt, kennen wir so und kennt jedes Schulkind schon: den kleinen Luther, der als „Partekenhengst“ und Currendesänger an den Thüren sein Brot ersingen

muß, den Knaben Luther, der in Magdeburg den Fürstensohn von Anhalt mit dem Bettelsack daher ziehen sieht, den Lateinschüler, der bei der lieben Frau Cotta wohlige Aufnahme findet, den Studenten, der aus einem fröhlichen Gesellen durch die Schrecken eines furchtbaren Gewitters und eines plötzlichen Todes im Freundeskreis in einen schwermütigen Klosterbruder verwandelt wird. Nun ist ja sicher, wenn diese Erlebnisse in Luthers Gedächtnis so fest hafteten, daß sie ihm später wieder auftauchten und in Lehre und Mahnung, auf der Kanzel oder im Geplauder und freundschaftlicher Aussprache über Tisch sich über seine Lippen drängten, nun so tragen sie die Gewähr ihrer Bedeutung für sein Leben in sich. Aber freilich, eine wirkliche Entwicklung giebt das noch nicht; zumal der jähe Bruch in seinem Leben ist durch die beiden Geschichten vom Gewitter und dem Freundestod noch nicht erklärt. Wir ständen wie die Freunde, die ihn zur Pforte des Augustinerklosters geleiteten, verständnislos dem dunkeln Rätsel seines Wesens gegenüber, wenn er nicht doch neben jenen Erinnerungsbildern noch manche Andeutung, noch manche Bemerkung und manches Urteil uns hinterlassen hätte, die uns die Lücken ausfüllen und die Verbindungslinien ziehen helfen, und wenn unsere genaue Kenntnis der Zeitverhältnisse sie uns nicht ausdeuten und vervollständigen ließe.

Fangen wir vom Aeußerlichsten an. Die Klosterpforte nahm am 17. Juli 1505 einen Magister artium liberalium auf, d. h. einen „Meister der 7 freien Künste“, wir würden heute etwa sagen: einen Doktor der Philosophie. Aber dieser da war, seitdem ihn der Magisterhut schmückte, Student der Rechte geworden. Das hing mit der früheren Ordnung der Universitäts-Studien zusammen. Schon damals gab es 4 Abteilungen oder „Fakultäten“, aber die 4. und gleichsam die unterste, die Artistenfakultät, aus der dann unsere philosophische geworden ist, mußte von allen besucht werden, war die gleichmäßig geforderte Vorstufe zu den 3 Fachfakultäten der Theologen, Juristen und Mediziner. Zu Epiphanien 1505 hatte Luther das erste Ziel erreicht und mit der Magisterpromotion jenen untersten

Kursus vollendet. Man kann noch in den neuesten Darstellungen der Reformationsgeschichte lesen, daß Luther Mönch geworden, als er sich eben anschickte das juristische Studium zu beginnen. Sollte der sonst so fleißige Gesell vom 6. Januar bis Mitte Juli über ein halbes Jahr auf den Lorbeern seines wohlbestandenen Magisterexamens, in Erfurt ausgeruht haben? Wir wissen, daß sein Vater ihm voll Freude als Präsent nach dem Examen das römische Rechtsbuch, ein corpus juris geschenkt hat. Hat er den zarten Wink unberücksichtigt gelassen und den dicken Band für das erste Halbjahr fein säuberlich in eine Ecke gestellt? Aber wir wissen aus einem späteren Citat, daß er sogar gewisse juristische Auslegungen, die in den Ausgaben des corpus juris hinzugedruckt zu werden pflegten, studiert hat, und bei einem der bedeutendsten Juristen, Dr. Henning Göde, der später in Wittenberg sein Kollege wurde, ist er wohl in die Vorlesung gegangen. Er hat dann zeitlebens auf die Juristen gescholten. Die Aussicht, zu ihrer Zunft zu gehören, hat ihn sicher je länger je weniger gelockt. Es war der Wunsch seines Vaters, der mit dem hellen Kopf des Jungen hoch hinaus wollte. Er aber fühlte, daß er auf eine falsche Bahn geraten war — aus kindlichem Gehorsam. Eine Aenderung war nicht möglich ohne einen Zusammenstoß mit dem heftigen Vater. Aber er empfand zu stark und zu gesund, um zum Lebensinhalt eine Beschäftigung zu machen, der sein Herz so wenig gehörte, an der er so wenig ein Lebensinteresse hatte. Also war der Zwist mit dem Vater in Mansfeld, mit der kindlichen Pietät in der eignen Brust unausbleiblich — so oder so. Dann wenigstens der höheren Stimme gehorchen!

Das führt uns schon weiter. Wem gehörte sein Lebensinteresse? Der Unterrichtsgang, den ich schon erwähnte, dem eigentlichen Fachstudium ein allgemeines, vorwiegend philosophisches Studium vorauszuschicken, hat den natürlichen Erfolg, den jungen Geist auf die allgemeinen Denk- und Lebensfragen zu stoßen, ihn zur Ordnung seines Denkens, seines inneren Lebens aufzufordern. Darum ists noch heute Brauch, daß die Studenten in den ersten Semestern philosophische Vorlesungen hören, und in Tübingen, wo sich

im berühmten Theologenstift so manches Alte erhalten hat, muß der Theologe die ersten zwei Jahre philosophischen, sprachlichen und allgemein bildenden Studien obliegen. Das ist der alte Artistenkursus. Die Zeit Luthers aber war aufs höchste voll der Fragen, alles nahezu war „fraglich" geworden, und die alten festen Stützen der Weltanschauung kamen ins Schwanken. Die Erde, auf der man lebte, dehnte sich, jenseits der Ozeane erschienen neue Welten; der Himmel und die Sonne begannen anders angeschaut zu werden, 10 Jahre älter als Luther war Copernicus; ein päpstliches Konzil mußte neben der Allmacht des Papstes die Unsterblichkeit der Seele beschließen, also ein Kernstück jeder höheren, idealen Weltbetrachtung; eine soziale Gährung mindestens so wie heute, beherrschte die Gemüter, und zuhöchst zitterte die kirchliche Frage durch die Zeit. Freilich der philosophische Unterrichtsbetrieb, in den Luther in Erfurt hineintrat, war noch ganz in der alten Weise durch die Ueberlieferung gebunden, „scholastisch", d. h. sich in einem schulmäßig abgesteckten Kreis von Gedanken und Gedankenverbindungen bewegend, und dem neuen freieren oder „humanistischen" Betrieb, der hier eine besondere Stätte hatte, blieb Luther verhältnismäßig fern, wenn er auch mit Lust viele Schriften der alten Griechen und Römer las und für immer eine Liebe für die Sprachen und die klugen Sprüche der Alten mitnahm. Luther bohrte sich doch hinein mit Feuereifer in die Schulphilosophie, er wurde ein „Grübler", und seinen Freunden von der humanistischen, poetischen Richtung erschien er als der „Philosoph". So war sein Geist mit diesen höchsten Dingen beschäftigt, denen gehörte sein tiefstes Interesse, er mußte ihnen leben können, wie etwa der Professor der Philosophie Arnoldi v. Usingen, der zugleich im Augustiner-Kloster lehrte und lebte.

Nicht nur weil sie sein Denken befriedigten — er traute unbefangen den überfeinen Gedankenverbindungen dieser Philosophie — sondern weil sie über sich hinaus wiesen auf das Kirchlich-religiöse hin! Wie die alte Philosophie geendigt hat mit einer großen Bankerotterklärung der menschlichen Vernunft und mit einer Offenbarungsphilosophie abschloß im sogenannten Neuplatonismus,

so hat man auch im Mittelalter schließlich sich fallit erklärt im sogenannten „Nominalismus“, mit den Mitteln der natürlichen Vernunft die Gottheit zu begreifen oder zu ergründen. Nur Namen, nomina, blieben übrig von den ewigen Dingen als ein Aschenrest in diesem Feuer der Kritik. Aber um so mehr hieß es sich der Kirche blindlings an das Herz werfen, ihrer Lehre, vor allem ihrer Praxis, auch wenn der ganz unbegreifliche, allmächtige Gott ganz Unbegreifliches in seiner Kirche fordert, ja, je unbegreiflicher, desto wahrscheinlicher erschien diesen Leuten ein Satz, desto nützlicher eine Handlung. So wuchs der Aberglaube aus dem Zweifel auf. Aus diesem Boden ist der Ablaßunfug aufgeschossen, der Luther dann zuerst zum offenen Widerstand reizte. Damals aber war er noch gefangen in diesem „Nominalismus“. Die äußerliche, formale Bearbeitung der Lehrsätze befriedigte wenigstens seine Denkkraft. Die Logik ließ freilich das Herz öde und das Handeln unberührt, aber dafür wies ja die Weltweisheit den Frager selbst an die allmächtige, die königliche Mutter Kirche. Immer gebieterischer trat sie in den Mittelpunkt seines Denkens und schloß wie um so viele einen Zauberkreis auch um ihn.

Hier nun kommen wir an die tiefste Wurzel. Von früh auf waren ihm kirchlich-religiöse Eindrücke nahegetreten. Seine Eltern waren fromme Leute, in Magdeburg war er zu den Brüdern vom andächtigen gemeinsamen Leben in die Schule gegangen, in Eisenach umfing ihn die fromme Luft des Cotta’schen Hauses, auch in Erfurt wie in Magdeburg sah er abgehärmte Mönchsgestalten, Karthäuser, auf den Straßen schleichen, die wie Greise aussahen, und in allen öffentlichen und privaten Verhältnissen der vieltürmigen, klosterreichen Stadt offenbarte sich ihm die beherrschende Macht der Kirche. Aber wir bemühen uns vergeblich etwas Besonderes zu entdecken, es waren in der That die ganz gewöhnlichen Eindrücke, unter denen tausend andere auch aufwuchsen, ohne davon erheblich berührt zu werden. Wir wissen nicht von einer einzigen hervorragenden Persönlichkeit, die ihm nahegetreten und ihn innerlich entscheidend beeinflußt hätte. Paulus hatte von dem

sterbenden Stephanus einen fortwirkenden Stachel im Gewissen erhalten, der Kirchenvater Augustin war von dem großen Bischof Ambrosius überwunden zur Anerkennung der Majestät der Kirche, und das Bild seiner frommen Mutter begleitete ihn durch die Irrfahrten seiner Jugend. Luthers Eltern waren gute Leute, aber ihre Frömmigkeit trägt den Durchschnittscharakter. Der Vater hatte sogar eine ausgesprochene Abneigung gegen alles besonders Heilige, er konnte die Mönche nicht leiden, obgleich er mit nichten zu der kirchlichen Opposition gehörte. Die Mutter, so sehr Melanchthon sie herausstreicht, hat ihm den Kopf und die Phantasie gefüllt mit jenem Hexen-, Heiligen- und Teufelsaberglauben, der ehedem aus dem Heidentum übernommen als Christentum zweiter Ordnung einen massiven Bestandteil des Volksglaubens ausmachte. Wir wissen, daß sie meinte, eine ihrem Hause nahewohnende Hexe, die schon einen Prediger zum Sterben gebracht hätte, habe auch eines ihrer Kinder „geschossen", d. h. behext, weil es gar nicht aufhörte mit Schreien. Das Heiligengewimmel, das hier an Stelle Christi sein Wesen hatte, zeigt sich am besten in den Aufschriften der 3 Glocken, die auch bei Luthers Taufe von der Peterskirche zu Eisleben heruntertönten; „Hilf Gott, Maria erbarm", auf der ersten; „hilf St. Anna, selbdritt St. Petrus, St. Paulus", auf der zweiten; „hilf Gott, Maria, Anna, St. Petrus, Paulus, Arnold, Stephan, Simon", auf der dritten der Glocken. Luthers christliche Erziehung erhebt sich unseres Wissens nirgends über den Durchschnitt und ist arm an besonderen Momenten. Nicht ungewöhnliche Verhältnisse haben den ungewöhnlichen Mann geschnitzt.

Es muß in seiner Anlage begründet sein. Er schaute eben die Dinge mit anderen Augen an, als andere, und wenn bei Tausenden der Eindruck des keuchenden Fürsten von Anhalt in Magdeburg nur momentan war, in seiner Seele haftete er, daß er nach 36 Jahren noch die Stimmung nachfühlen konnte, die ihn damals ergriffen: „wer ihn ansah, der schmatzte vor Andacht und mußte sich seines weltlichen Standes schämen". Seine Seele wird sich gestreckt haben nach den Dingen der unsichtbaren Welt, und

dem ist es auch zu verdanken, daß er andrerseits nicht sah, was ihm den Glauben hätte stören können. Ich rede nicht davon, daß er als ein sittlich reiner Knabe und Jüngling aufwuchs. In den klaren Augen des 15 jährigen sah die Frau Ursula den reinen Grund der Seele und hatte ihn lieb darum. Aber auch die kirchlich-religiösen Zweifel, die durch die Welt gingen, das Murren der Tausende gegen jene königliche Mutter Kirche, gegen Rom und den Klerus, es kann ihn nicht wesentlich berührt haben. Gerade damals hat sich in Erfurt der Kreis witziger Köpfe und spitziger Federn zusammengefunden, aus dem dann die Pfeile der „Dunkelmännerbriefe" gegen Geistlichkeit und Mönchswesen abgeschossen werden sollten. Es ist sehr merkwürdig, aber zweifellos, daß der Reformator Deutschlands in unmittelbarer Nähe dieser Leute gelebt, sie zum Teil auch gekannt hat und doch innerlich von ihnen nicht berührt worden ist. Seine Frömmigkeit war eine kindlich-ungebrochene, als er den Entschluß faßte, ins Kloster zu gehen.

Eben deshalb war sie so stark, und eben deshalb ging sie darauf aus, Ernst damit zu machen und das Leben daran zu setzen. Jede ernste und gesunde Frömmigkeit ist praktisch, jeder tiefe Trieb strebt danach sich umzusetzen ins Handeln. Dieser kerngesunde sächsische Bauernsohn aber barg eine solche Kraftfülle, daß die Wahrheit zu kennen und nicht danach zu thun ein Unding war. „Was muß ich thun" — mit dieser Betonung — „daß ich selig werde", das wurde die Grundfrage.

Es ist sicher, daß er schon vorher in dem Lebens- und Pflichtenkreis, in den er hineingestellt war, es versucht hatte Ernst zu machen. Für viele Jünglinge sind die Jahre etwa vom 18. zum 22. die Jahre, da der Geist sich auf sich selbst besinnt, sich erfaßt in seiner Unendlichkeit und Würde und Verantwortlichkeit, wo die Ueberzeugung plötzlich übermächtig wird, daß die ganze bisherige, von Eltern und Voreltern übernommene Anschauung nicht hilft, daß man letztlich allein seinem Gotte gegenübersteht und sein Verhältnis zu ihm und zur Welt selbst ordnen muß, daß der fremde Glaube den eigenen nicht ersetzen kann, daß die

persönliche Aneignung, das persönliche Verhältnis zum Herrn unseres Lebens gefordert ist. Und jeder, der mit diesen Dingen ringt, wird sich innerlich einsam fühlen, stille und schweigsam werden, nach außen hin schwermütig erscheinen, auch wenn ihn Zweifel des Verstandes gar nicht umtreiben. In diesem Sinne war auch Luther nicht mehr harmlos, das hatte er in Eisenach im fröhlichen Hause der Frau Cotta gelassen, deshalb wurde er der „Grübler und Philosoph", daher seine „Schwermut", von der man so oft, namentlich in katholischen Büchern, liest, schon als Student.

Ihn aber trieb in dieser Stimmung immer weiter die religiöse Anschauung der Zeit und sein eigenes Wesen. Es ist bekannt, daß der Zeit das Bewußtsein des gnädigen Heilands ganz verdunkelt war, vollends in dem volkstümlichen Durchschnittskatholizismus, in dem Luther aufgewachsen war. Den Knaben mochte die Wolke der lieben, hilfreichen Heiligen und die schmerzens- und liebreiche Mutter Gottes noch getröstet haben, dem geklärten Bewußtsein, das durch diese Zwischenwesen hinaufstieg zu den letzten Gründen, begegnete dort nur der richtende Herr mit dem Schwert und der Rute, auf dem Regenbogen stehend, wie er ihn als Knabe in der Kirche gesehen. Der gesetzlich-werkdienstliche Zug des Katholizismus und jener von der „nominalistischen" Zeit-Theologie aufgestellte Begriff Gottes als der unbedingten und unbegreiflichen Willkür wirkten steigernd aufeinander. Wenn man auch alles gethan hat, wird man bei dem unbegreiflichen Gott sicher sein dürfen genug gethan zu haben? Was muß ich thun, daß ich einen gnädigen Gott kriege, aus dem zornigen Gott einen gnädigen mache, also wirklich fromm bin, so wie ich es sein muß nach seinem Willen?

Diese Gottesfurcht aber im ganz eigentlichen Sinn als Form der Religion traf bei Luther auf eine entgegenkommende, durch die harte Erziehung entfaltete Anlage. Es ist sicher, daß diese kraftvolle, weltoffene und mit Frohsinn und Humor reich begabte Natur zartweibliche Saiten besaß, ein überaus reizbares Gewissen, ein tiefes empfindsames Gemütsleben. Wir haben so leicht

das Bild des Knaben vor dem geistigen Auge, der im Cotta'schen Hause Sprüche lernte wie den, den er dann später der guten Frau zum Ehrengedächtnis als Randbemerkung zu dem Lob des tugendsamen Weibes in den Sprüchen Salomonis schrieb: „Es ist kein lieber Ding auf Erden — denn Frauenlieb, wem sie in Gottes Furcht mag werden". Oder wir denken daran, daß er den Kameraden in Erfurt auch als „hurtiger, fröhlicher Geselle", und „Musikus" galt, der während einer Krankheit sich selbst die Laute schlagen lehrte. Aber da hat doch nur das freiere Leben, das sich ihm aufthat und ihn umströmte, jene tiefere Grundstimmung zeitweilig zurückgedrängt. Daneben stehen die Bilder von dem Jungen, der den ganzen Ernst des Lebens durchkosten muß, schon äußerlich: das war keine freundliche Gottesfügung, die ihn mit der Mutter das Holz sammeln und bis in sein 15. Jahr um das tägliche Brot betteln ließ. Aber mehr noch innerlich: die furchtbare Strenge des Vaters, der sich ja selbst mit Energie aus der Armut zum geachteten Bürger in Mansfeld herausarbeitete, hat gewiß seine Energie gestählt, die entsetzlichen Schläge, die er in der Schule erhielt, 15 mal einmal an einem Vormittag, mögen befördert haben, daß er „fein fleißig und schleunig" lernte. Aber diese frühen Erfahrungen haben sein Gewissen scharf gemacht, haben ihn doch auch verletzt und in sich hinein getrieben, verschüchtert, ängstlich gemacht. Es berührt doch tief schmerzlich, wenn er später von solcher Erziehung offenbar im Rückblick auf die eigene sagt: „Wo eine solche Furcht in der Kindheit bei einem Menschen einreißet, die mag schwerlich wieder ausgerottet werden sein Leben lang, denn weil sie zu einem jeglichem Wort des Vaters oder der Mutter erzittern, so fürchten sie sich hernach ihr Leben lang vor einem rauschenden Blatt." Als er einst mit seinen Genossen vor einem Bauernhaus einen schönen Psalm sang, liefen sie vor der rauhen Stimme des erfreuten Mannes aus Furcht vor Schlägen davon und merkten gar nicht, daß er ihnen nicht Schläge, sondern — ein paar Würste reichen wollte.

Nun aber wandte sich, je mehr sich das innere Leben vertiefte, der innere Blick sich versenkte, diese Furcht auf

das sittlich-religiöse Gebiet, auf die höchsten Fragen. Der himmlische Vater erschien ihm so zornig und zorniger als der irdische, der die 10 Gebote ja auch so fest handhabte. Die ganze Unruhe der Zeit, mit ihrem Schuldbewußtsein, ihrem Erlösungsbedürfnis, ihrem Hasten und Jagen nach Heilsbürgschaften, ihrem krampfhaften Sichsteigern der religiösen Uebung, verkörpert sich gleichsam in diesem Manne des Volks.

„Der Ernst und die Strenge der Eltern haben mich getrieben Mönch zu werden und in ein Kloster zu laufen“ hat er später selbst gesagt. Das war das, was er noch thun konnte, ja thun mußte, nachdem er einmal klar erkannt hatte, daß es nach der Satzung der Kirche, das hieß Gottes, besser sei arm und ehelos und gehorsam im Kloster zu leben, denn als Jurist im öffentlichen Leben zu stehen. Hier, in diesen außergewöhnlichen höheren Leistungen lagen offenbar die besonderen Garantieen, die ihm die Gnade Gottes mit Sicherheit verbürgen konnten. In diesem Licht gewann auch der so wie so unvermeidliche Zusammenstoß mit seinem Vater ein ganz anderes Aussehen. Er wurde verdienstlich, ein Stück seines Ganzopfers: „Wer Vater und Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht wert“. Der heilige Columban war über seine Mutter weggesprungen, als sie sich über die Schwelle des Hauses warf, um ihn an dem Weg ins Kloster zu hindern. Hatte er bisher offenbar zu wenig gethan an Leistungen der Entsagung — denn sein Gewissen ließ ihm ja keine Ruhe, so mußte er nun mehr thun als unbedingt und für alle nötig, und so mit einem kräftigen Entschluß das Letzte thun, ein ganzer Katholik zu werden.

Erklärt uns solcher Blick in seine Seelenstimmung nicht besser als alle Geschichten einzelner Erlebnisse es vermöchten, den Bruch in seinem Leben? Aber diese Erlebnisse fügen sich dem Bilde vortrefflich ein. Es sind drei geistliche Mahnrufe, die in steigender Dringlichkeit ihm zu wissen gaben, daß er keine Zeit zu verlieren habe. Zuerst stieß er sich versehentlich nicht weit von Erfurt die Waffe in die Pulsader des Schenkels, so daß er in die Gefahr des Verblutens kam. Die Mutter Maria, die er um Hilfe anrief, ließ es

dahin nicht kommen, aber das lange Krankenlager gab ihm nicht nur Gelegenheit die Laute schlagen zu lernen, sondern auch zu ernsten Gedanken. Das zweite Erlebnis ist nicht von ihm selbst bezeugt, Melanchthon und Mathesius berichten von dem plötzlichen Tode eines Freundes, der nach dem letzteren Berichterstatter sogar erstochen worden sein soll. Wann dies geschehen, wissen wir nicht. Sicher aber, wenn die Notiz richtig ist, daß dieses „Denk' an den Tod" einen tiefen Eindruck auf das Gemüt des etwa 20jährigen machen mußte. Von dem dritten Erlebnis giebt er selbst mehrfach Kunde. An einem heißen Sonntag, 2. Juli 1505, überraschte ihn im Freien auf dem Heimweg von seinen Eltern ein furchtbares Gewitter. Unter dem Toben der entfesselten Elemente, dem Krachen des Donners und dem Zucken der Blitze brach die Angst seines Innern auf. Das war derselbe zornige Gott, der ihn „mit Schrecken vom Himmel her" rief. Die wirren Gedanken verdichteten sich zum momentanen Entschluß, und über seine Lippen drängte sich unwillkürlich das Gelübde: Hilf, liebe Sankt Anna, ich will ein Mönch werden. So wurde auch den Freunden des Heimgekehrten offenbar, was sich aus der Tiefe seines Gemüts emporgerungen, und es erschien ihnen wie ein übereilter Entschluß, was doch längst vorbereitet war und darum die Kraft zur Durchführung in sich schloß. So nahe lag der Vergleich mit der plötzlichen Bekehrung des Paulus, den schreckensvollen Lichterscheinungen vom Himmel her auf dem Wege nach Damaskus, das er schon damals von einem Freunde gezogen wurde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Luther selbst das Erlebnis im Lichte dieses Vergleichs zu betrachten sich gewöhnte und sich dadurch die Kraft der Ueberzeugung festigte in jener Stunde berufen und ausgesondert zu sein aus der Welt zum besondern Dienste Gottes. Aber auch das Leben aller großen Heiligen des Mittelalters zeigte ihm solchen jähen Bruch mit der Welt.

Wie er dann aus ihr schied, erinnert an die Art, wie der größte Heilige des Mitttelalters, der heilige Franz von Assissi, der Welt und ihrer Lust Valet sagte. Er genoß noch einmal die Freuden des Schmauses im

Kreise der Genossen seiner Jugend, zog, einen Blumenkranz auf dem schwarzen Haar, die Straße entlang ihnen voraus, dann blieb er verklärten Auges stehen, und als man ihn lachend fragte: „Willst du ein Weib nehmen?“, sagte er: „Ja, von nun an will ich der schönsten und reichsten Frau dienen“. Und er ging heim, verließ alles und diente der Frau Armut. So lud sich Luther am 16. Juli die besten Freunde zusammen, aß und trank und spielte mit ihnen, dann sagte er ihnen den Entschluß und bat um ihr Geleit, auf ihre Bitten nur das abwehrende feste Wort: „Nun seht ihr mich und nimmermehr“.

II.

Und nimmermehr? Und 15 Jahre darauf begrüßte einer seiner Erfurter Genossen ihn als den Herold und den geistigen Befreier Deutschlands, und 16 Jahre drauf sah man ihn auf dem Wege nach Worms durch dieselbe Universitätsstadt ziehen, und eben jener ehemalige Studiengenosse, Crotus Rubianus, war Rektor, an der Grenze der Stadt holten ihn die Vertreter der Universität ein, 40 Mann zu Pferd, Tausende folgten ihm, auf den Dächern und Türmen drängte man sich den Mann zu sehen, der 1505 hier „der Welt abgestorben“ schien und nun „der Freiheit eine Gasse gebrochen“ hatte. Und fast genau 20 Jahre nach jenen Julitagen 1505 machte der ehemalige Mönch — Hochzeit. Er gehörte der Welt wieder und die Welt jauchzte ihm zu und machte den einsamen und weltflüchtigen Mann zu einem ihrer „führenden Geister“. Oder vielmehr, Gott machte ihn dazu.

Mit welchen furchtbaren Erschütterungen muß der Mensch, der mit solcher Anspannung aller Kräfte den Bruch mit der Welt und den Weg ins Kloster gewählt hatte, den Bruch mit dem Kloster und den Rückweg in die Welt gefunden haben.

Langsam, allmählich, in schwerer Herzensarbeit ist es gegangen, in drei Absätzen. Zuerst erkannte er für sich die Wurzel des Irrtums und die Wahrheit, die ihn innerlich frei machte. Aber viel später war es erst, daß sein reformatorisches Wort überall an die Klosterpforten schlug

und tausende von Mitbrüdern und Schwestern dem bürgerlichen Leben zurückgab, und noch später verließ er selbst die Räume des Klosters und wurde ein Hausvater.

Merkwürdiges erfuhr er in den ersten Jahren seines Klosterlebens. Aeußerlich kam er dem ersehnten Ziele immer näher und innerlich immer ferner. Sein Wort ist bekannt: „Ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, will ich auch hineingekommen sein". „Und habe mich zermartert und zerplaget mit Fasten, Frieren und strengem Leben". Drei Tage hintereinander aß und trank er zuweilen nichts, und es ist nicht ohne Grund, wenn er manches Leiden späterer Zeit auf dieses rücksichtslose Wüten gegen seinen Leib im Kloster zurückführte. Hier schien ein neuer Heiliger, ein deutscher Franz von Assissi sich heranzubilden. Der Ruf seiner Heiligkeit verbreitete sich weithin. Er durfte sich unter die rechnen, die Gott besonders nahm, weil sie Gott etwas Besonderes dargebracht hatten. Und nach zwei Jahren, 1507, erhielt er dazu die priesterliche Weihe. Nun ward er zum Stellvertreter Gottes auf Erden, auf sein Wort wandelte sich in der Messe das Element in den Leib des allmächtigen Gottes, so daß nur der Schein des Brodes übrig blieb, und wiederholte er das göttliche Opfer; in seiner Hand hielt er Leben und Tod der Gläubigen, die Schlüssel des Himmelreichs. Des zornigen Richtergottes Aus- und Nachrichter war er selbst geworden. Selbst sein Vater, der anfänglich „schier toll" geworden, bezeugte durch seine Anwesenheit, daß er begann sich mit dem neuen Gang der Dinge auszusöhnen. Nach der Lehre der katholischen Kirche hatte Luther genug und übergenug gethan einen gnädigen Gott zu erlangen, ja er sammelte schon mit an dem Schatz überschüssiger Verdienste.

Auf zwei Säulen ruht der stolze Bau des Katholizismus, der priesterlichen Sakramentsanstalt und der Askese, d. h. dem Leben strenger Entsagung, dem Mönchtum. Die erstere ist der Gottesstaat, den Gott in die sündenvolle und friedlose Welt hineingebaut hat; wer ihr Bürger und Hausgenosse ist, teilnimmt an ihren Schätzen und dem pünktlichen Vollzug der heiligen

Weihen und Ordnungen, sich gliedlich anschließt an die priesterlichen Regenten, thut, was sie im Namen Gottes seinem Volke befehlen, der allein hat die Möglichkeit, gerettet zu werden, er kann selig werden. Ob er es auch wird? Die Kirche weist ihn auf die Ergänzung. Das ist die Askese. Der Mensch kann sich durch eigenes heißes Bemühen, durch verdienstliche Werke aller Art, zuhöchst durch Flucht aus der Welt zu Gott hin, des Heils persönlich versichern. Falls er nun freilich wieder zweifelt, wann er denn genug gethan hat, so flüchtet er wieder zu der magischen Einströmung der Gnade im Sakrament der Buße. Sie kann selbst das Ungenügende der Reue ersetzen. So eilt der Katholik vom Werke, so subjektiv gefaßt, daß es dem freien, nur geschwächten Willen entspringt, zum Sakrament, so objektiv wirkend, daß es nicht einmal die rechte Gesinnung verlangt, um wirkungskräftig zu sein, und das Sakrament verweist ihn wieder auf das Werk. Auf der Balancierung dieser beiden Stücke, der Kräfteverteilung auf diese zwei Stützen ruht der Katholizismus. Beides zusammen wird doch ausreichen auch für Luther, den Priester und den Mönch. Luther konnte es nicht finden. Je näher er äußerlich dem Ziele kam, desto weiter entfernte er sich innerlich von ihm, er wurde immer friedloser. Der unbegreifliche Sakramentszauber des unbegreiflichen Gottes erschreckte ihn, er wäre fast davongelaufen, als er zum ersten Male die Meßhandlung vollziehen sollte. War er würdig der Stellvertreter des unerbittlichen Gottes zu sein, dessen Gnade so unerforschlich war wie sein Zorn? Je schärfer aber sein inneres Auge wurde, desto feiner schien ihm das Geäst und Geäder der Sünde, desto völliger die Ueberzeugung seines totalen Verderbens und die Unmöglichkeit wahrhaft guter, das heißt vor dem heiligen Auge Gottes guter, aus einer grundguten Gesinnung hervorgehender Werke. Er hatte nie genug Abscheu vor dem Bösen und nie genug Liebe zu Gott und doch sollte damit die wahre Reue beginnen, durch die man sich disponiere, geeignet und würdig mache für den Empfang der göttlichen Vergebung im Sakrament der Buße. Er konnte sich offenbar nicht disponieren für den Empfang

der Gnade. Es lag nicht an einzelnen Handlungen, es lag an seinem W e s e n.

Dann gab es nur zwei furchtbare Möglichkeiten, und beide streifen an den Wahnsinn. Entweder Gott ist gar nicht gut, er ist böse, oder er selbst, Luther, ist krank, besessen von einem bösen Geist. An diese Grenzen äußerster Verzweiflung ist Luther gekommen; er hat zu Zeiten einen Gotteshaß in sich aufsteigen sehen, und er hat in der Geschichte vom besessenen Knaben, von dem im Evangelium Mark. 9 erzählt wird, sich selbst wiedergefunden. Als diese Geschichte einmal vorgelesen wurde, ist er mit dem angstzitternden Schrei: „I c h b i n e s n i c h t, i c h b i n e s n i c h t", zusammengesunken. Niemand hatte es behauptet, daß er es sei. Eine innere Stimme hatte ihm die entsetzliche Möglichkeit zugeraunt, und seine starke gesunde Natur wehrte sich mit dem Rest der Kraft gegen die ihn umgarnende Verzweiflung, die zum Wahnsinn führt.

Das Tridentiner Konzil hat dann später als katholischen Grundsatz ausgesprochen, daß der Mensch in seinem Heile ungewiß sein soll. Es ist die Heilsungewißheit eben der Priester- und Mönchskirche wesentlich. Luthers Frömmigkeit aber war zu unmittelbar und zu gesund, um sich in der wichtigsten Frage des Lebens mit einer Ungewißheit zufrieden zu geben. Konnte ihm die Priesterkirche und das Mönchtum die Antwort nicht geben, waren die beiden Stützen morsch, so mußte Gott ihn selbst stützen, Gott selbst sprechen. So löste er sich innerlich von den Autoritäten des Mittelalters und ward der Prophet, zu dem Gott sein altes Evangelium, das weder von Priestern noch von Mönchen etwas weiß, von neuem sprach. Staupitz, der Mann „allezeit adeligen Gemüts", wie Luther ihn nennt, ward der Bote Gottes, der ihn auf den Christus der Schrift hinwies, dessen einfaches praktisches Christentum auf den zergrübelten Kopf und das zerrissene Herz wie linderndes, heilendes Oel wirkte. Er wurde ihm der Wegweiser zu dem gnädigen Heiland der Schrift. Das alte deutsche Wort „Heliand", der Heilende, der Arzt, ist von Luther wieder ausgegraben worden, wie das Wort „Gemüt" von den Mystikern stammt, aus denen Staupitz seine Nahrung gezogen. Den H e i l a n d

fand sein Gemüt in den heiligen Urkunden, die ihm nicht erzählten von dem, was schwache Menschen mit aristotelischer Denkkunst über Gott meinten, sondern von dem, was Gott gethan, längst gethan, jedem gethan, auch ihm. Die ganze Fragestellung war falsch gewesen: was muß ich thun, damit ich einen gnädigen Gott kriege: nicht ich muß etwas thun, Gott hat etwas gethan, Er hat uns je und je geliebt und uns zu sich gezogen aus lauter Güte. Nicht darinnen stehet die Liebe, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt hat und gesandt Seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden. Der will nur aufgenommen, geglaubt, wiedergeliebt sein, dann treibt die völlige Liebe die Furcht aus. „Vater unser": Gott will uns damit locken, daß wir glauben sollen, er sei unser rechter Vater und wir seine rechten Kinder.

Der Bann war gebrochen. Unsichtbar für die Menschen, unbewußt ihm selbst sank die Kutte des Mönchs von seinen Schultern. Er blieb Mönch, aber er wurde ein evangelischer Mönch. Er war auch fernerhin peinlich treu in der gewissenhaften Erfüllung seiner Pflichten, aber er lernte sie je mehr und mehr anders ansehen, aus den Mitteln zur Seligkeit wurden sie ihm zu den Früchten der innerlich erfahrenen Seligkeit, den Ausstrahlungen der immer tiefer in das Herz sich senkenden seligen Gewißheit seines Heiles. Auch er war wie sein Meister zunächst nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen, warum sollte er nicht freiwillig das ihm von seinem Gott und Vater auferlegte Joch weitertragen, das Gesetz erfüllen, wenn er doch die Kutte nur trug, als trüge er sie nicht? —

Aber es konnte so nicht bleiben. In der Stille der Erfurter Klosterzelle war ein größerer Sieg erfochten worden, als alle Schlachten des deutschen Kaisers und der französischen Könige waren, die damals um den Besitz Italiens kämpften, es war eine neue Weltanschauung erstritten worden. Der Ansatzpunkt, nach dem die krampfhafte Unruhe der Zeit gesucht hatte war gefunden: eine neue Weise, das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch zu ordnen. Die zwei Jahrhunderte vorher schon hatte

man gesucht, gerüttelt an dem Bisherigen. Da hatten die kirchlichen Reformer gemeint, man könne helfen, wenn man die Verfassung der Kirche ändere, den Papst durch ein Konzil ersetze. Da hatten die Fürsten und Staatsmänner die Kirche dem Staate unterthan machen wollen. Da war der bedrückte vierte Stand aufgetreten und hatte die Entweltlichung der verweltlichten Kirche gefordert, und „Pfaffen totschlagen“ war ein stehender Punkt in den sozialen Programmen jener Tage. Und dann waren die Humanisten und Poeten gekommen, die Bildung hatte ihr kirchliches Gewand abgestreift, eine freie Menschenbildung war entstanden, eine Renaissance, eine Wiedergeburt des menschlichen Denkens und Empfindens. Wie erlöst aus der engen Luft der Klostermauern hatte man aufgeatmet in der freien Gottesnatur, in der sich schon die Alten gesonnt, die großen herrlichen Menschen von Athen und Rom, so hatte man gelernt zu empfinden. Man spürte die eigenen Kräfte, man sah sich selbst, den Menschen, und wagte das Höchste in Kunst und Wissenschaft auf eigene Faust in eigener Kraft. Soweit diese selbstvertrauende, erkenntnis- und kunstfrohe Menschheit zu retten war für das Leben in Gott, diese „modernen“ Menschen, konnte es auf die Dauer nur geschehen in einer Glaubensgemeinschaft, da nicht mehr in Kultus und Verfassung, in Anstalt und Statuten das Wesen steht, sondern die auf einfachen persönlichen Erfahrungen ruht, in der man redet von unmittelbarer, allen Menschen zugänglicher Gewißheit, da man auch sich selbst wiedergefunden hat — aber als Kind Gottes.

Und auch dies letzte hatte schon vor Luther seinen Anfang genommen. Es war eine Frömmigkeit aufgewachsen, neben und ohne die Kirche, die unmittelbar von Gott lebend die Kirche nicht brauchte. Wir denken an die stillen Gottesfreunde und die stürmenden Husiten, an den englischen Patrioten Wiclef, der noch mit grauen Haaren an den Grundpfosten der Kirche rüttelt, und an das böhmische Volk, das eine Gottesherrschaft nach Gottes reinem Gesetz aufrichten will.

Aber all das bleiben Versuche, sie werden umgebogen, gebrochen, verlaufen im Sande, bleiben in der Stille des

Klosters oder enden auf dem Scheiterhaufen der Inquisition. Es fehlte die Sicherheit des Ansatzes, darum flüchtete man doch wieder zu den alten Altären, es fehlte der zusammenfassende Einheitspunkt, deshalb baute man nur noch neue Altäre hinzu. Bis zum innersten Centrum war man nicht gedrungen. Man wollte die Freiheit der Persönlichkeit und die Freude an der Welt nicht wieder preisgeben, aber auch Gott nicht fahren lassen, man fand den Ansatz nicht, von dem aus man beides und das Verhältnis von Gott, Welt und Mensch neuordnen konnte. Das vermochte nur eine Persönlichkeit, die eben dies neue Verhältnis erfuhr.

Der nationale und politische, der wissenschaftliche und künstlerische Genius hatten gesprochen, aber auf die höchste, die alles bedingende und zusammenhaltende, sittlich-religiöse Frage war eine befriedigende Antwort nicht erfolgt. Der religiöse Genius, den die Welt erwartete, hatte nicht gesprochen. Jetzt war er gefunden. Die Vorsehung Gottes ist mit Händen zu greifen. Luther war der Prophet Gottes, den er sich in der Stille zugerüstet, das freigewordene Gotteskind. Er hatte seiner Zeit das freimachende Wort zu sagen. Nachdem er in der Verborgenheit die widerstrebenden Gedanken niedergekämpft, die neue Erkenntnis sich sicher erworben hatte und an den richtigen Platz nach Wittenberg geführt war, da machte ihn Gott zum Reformator. Er hat sich nicht selbst zum Reformator gemacht, er ist dazu geworden, allmählich, unbewußt, sich selbst überraschend. Langsam sind ihm seine Augen geöffnet worden über seine eigene Bedeutung. Da sagte er seinen Deutschen das Evangelium von der rechten Freiheit eines Christenmenschen. Durch diese Posaunenstöße des Jahres 1520, da ihn die Hochflut der nationalen Begeisterung trug, sind auch die Mauern der vielen Klöster hin und her im Lande ins Wanken gekommen wie einst die Mauern von Jericho. So soll der Christenmensch sein: frei von jedermann, weil von Gott teuer erkauft und niemandem unterthan in mönchischem Gehorsam, in Satzungen und Fündlein der Menschen, und doch jedermanns Knecht in dienender Liebe, ihm unterthan und verpflichtet, im gottgeordneten Beruf, im Wirkungskreise der Welt, den Gott uns anweist und den zu fliehen Sünde ist.

In solche dienende Liebe fällt auch die Rücksicht auf die Schwachen. Mit Paulus kann man sich also freiwillig unfrei machen, freiwillig auch die Gelübde halten. So blieb er im Kloster und begann den Kampf gegen die Gelübde noch nicht.

Aber als er in der Stille der Wartburg saß, gingen ohne ihn die Dinge in Wittenberg weiter. Hier zog man die Konsequenzen, und Luther mußte sich über die Klosterfrage äußern. Er that es rasch hintereinander in mehreren deutschen und lateinischen Schriften. Nun faßte er's in der Tiefe und kam auch hier zur Klarheit. Man muß auch hier auf die Gesinnung zurückgehen. Die Gelübde sind falsch, weil sie in der Meinung gethan sind, sich bei Gott ein Verdienst damit zu erwerben, gehen nicht aus dem Glauben und darum sind sie Sünde. Nun kann's wohl sein, daß es fromme Mönche gegeben hat, wie den heiligen Bernhard, dessen schönes Lied salve caput cruentatum Paul Gerhardt in unser „O Haupt voll Blut und Wunden" umgedichtet hat, die in freier evangelischer Weise Mönche gewesen und geblieben sind, aber zweitens ist zu sagen: daß auch der Inhalt der Klostergelübde wider Gott ist, denn Gott will nicht, daß wir unfrei in einem Gesetzesjoche leben, sondern er schenkt uns diese schöne Welt und alle gute Gabe, die unter dem Himmel ist, zu freiem Gebrauch in Seiner Zucht zu Seiner Ehre, daß wir's mit Danksagung empfangen, und er will weiter, daß wir Liebe üben gegen unseren Nächsten im thätigen Dienste der Welt, nicht uns in feinem frommem Egoismus abschließen in den Mauern und, wie die Karthäuser gebieten, das Haus von Vater und Mutter lieber verbrennen sehen als wider das Gebot der Regel das Kloster verlassen und hilfreich zuspringen. Und endlich, das Gelübde der Ehelosigkeit ist den Meisten innerlicher Weise zu erfüllen gar nicht möglich, äußerlich höchstens, aber innen gehts ihnen mit ihren Phantasien wie dem heiligen Hieronymus in seiner Zelle zu Bethlehem, am heiligsten Ort. „Laß sie nur lästern die keuschen Herzen und großen Heiligen, laß sie eisern und steinern sein, wie sie sich selbst aufwerfen; verleugne Du nicht, daß du ein Mensch seist, der Fleisch und Blut hat,

laß darnach Gott richten, zwischen den evangelisch starken Helden und dir krankem verachtetem Sünder.“ So sprach der ehemalige Mönch. Er hat zu der lateinischen Schrift seinem Vater ein herrliches Vorwort als Widmung geschrieben: er habe ehedem Recht gehabt mit seinem Hinblick aufs 4. Gebot, ob er ihn jetzt kraft seiner väterlichen Macht aus dem Kloster nehmen wolle? Aber es ist nicht mehr nötig, „Gott ist Dir zuvor gekommen und hat selbst mich herausgenommen, denn was macht's, ob ich noch Kleid oder Platte trage oder ablege? oder macht Platte und Kutte den Mönch? Paulus sagt: alles ist euer, ihr aber seid Christi; mein Gewissen ist frei, ich bin jetzt Mönch und doch nicht Mönch, eine neue Kreatur nicht des Papstes, sondern Christi, doch der mich aus der Möncherei genommen, der hat noch mehr Recht denn Du, der hat mich in seinen Dienst genommen. — So hoffe ich denn, der Herr habe dir einen Sohn dazu entrissen, um jetzt vielen andern Söhnen durch mich Rat zu schaffen, worüber du dich freuen sollst und sicherlich freuen wirst.“ —

Freilich, dazu durfte kein persönliches Motiv ihm selbst untergeschoben werden können. Er sah voraus, wie „sie das Maul aufreißen würden und sagen: O wie drückt den Mönch die Kutte, wie gern hätte er ein Weib!“ Darum blieb er, während sich überall die Pforten aufthaten, im Kloster. Als so viele seiner Freunde den Hausstand gründeten, sagte er: „Mir werden sie kein Eheweib aufdrängen,“ und „Ich hoffe, ich sei so ferne kommen, daß ich von Gottes Gnaden bleiben werde, wie ich bin.“ Aber vorsichtig und „ehrlich“ fügt er hinzu: „wiewohl ich noch nicht überm Berge bin.“

So blieb er wieder im Kloster, auch, als er die Kutte abgelegt, das bürgerliche Professorenhabit angenommen hatte und zum Aerger seiner Gegner „Hemden mit Bändelein“ verzieret trug. Im Oktober 1524, als seine Kutte ganz abgetragen war, schenkte ihm sein Kurfürst ein Stück feinsten Tuches zu einer neuen Kutte oder zu einem Rocke. „Das Tuch aber geriet“, wie er sagt, „zu einem Rocke — Gott zu Ehren, vielen zur Freude, dem Satan zum Trotz und Schmach.“ Nur der ehemalige Prior wohnte noch außer ihm in den

leeren Räumen, seine körperliche Wohlfahrt litt schwer darunter, die Einkünfte des Klosters waren dahin, und zudem: er hat nie mit Geld umzugehen verstanden. Hoffentlich übertreibend sagt er später: „daß ein Jahr lang ihm niemand sein Bett zurechtgemacht habe", müde sank er am Abend hinein. Dazu kamen erneute schwere Anfechtungen, dunkle Stunden in den Zeiten der Bauernunruhen, das Wort „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" wurde ihm immer deutlicher gepredigt. Zu diesen persönlichen Gründen traten allgemeine. So lange er selbst der Welt nicht das Aergernis gegeben, konnte sich der Irrtum doch wieder einschleichen, als ob ehelos zu bleiben verdienstlicher sei.

So trat er im Sturmjahre 1525 am 13. Juni in die Ehe, in der Gewißheit, daß Gott auch das wolle: „da ich meine Käthe wollt nehmen, da bat ich meinen Herrgott mit Ernst." Nun erst war er den Mönch ganz los, an Stelle des Klosters trat das Pfarrhaus mit seinem kinderreichen, fröhlichen Leben. Nun erst ward er der Vater Luther im vollen Sinne des Wortes. Das wollen wir ihm mit Karl Gerok, dem geistlichen Dichter, besonders danken, daß er neben Kirche und Schule das evangelische Pfarrhaus hingebaut und damit einen Quell der Liebe geöffnet hat, aus dem Segensströme geflossen sind bis zum heutigen Tag:

„Drum, Vater Luther, singet heut
Am häuslichen Klavier
Ein festlich Loblied hoch erfreut
Die Hausgemeinde Dir,
Weil Du das düstre Mönchsgewand
Dir kühn vom Nacken schobst
Und Gottes heilgen Ehestand
Zu Ehren wieder hobst.

Und wenn mich warm an Seel und Leib
Die treue Hausfrau hält:
Dir dank ich, daß ein frommes Weib
Zum Trost mir ist gesellt.

Und lab ich mich mit Speis und Trank
An meines Hauses Tisch:
Von Herzen red ich frei und frank
Und bin kein stummer Fisch.

Und wenn mein Amt mich ferne rief
Von denen, die mir lieb,
Schreib ich an Hänschen meinen Brief,
Wie Vater Luther schrieb.
Und nahm der Herr ein süßes Herz,
Ein Magdalenchen mir,
Teil ich mit Dir den Vaterschmerz,
Den Christentrost mit Dir.

Drum wo ein freundlich Gotteshaus,
Ein reinlich Schulhaus winkt
Und hell aus Baumesgrün heraus
Ein schmuckes Pfarrhaus blinkt,
Da danket still und preiset laut
Den Mann, der alle drei,
Uns Kirche, Schul und Haus gebaut —
Und Gottes Reich dabei.

Damit bin ich am Schluß. Das war's was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat. War dieser Mann mit dem wechselvollen Geschick, mit dem zwiefältigen Bruch in seinem Leben nicht ein unruhiger, wetterwendischer Geist?

Nicht doch, übersehen wir das Gesagte: Was ihn hinein- — dasselbe hat ihn auch wieder hinausgeführt, nämlich der ganze völlige Ernst, mit dem er die Sache seiner Seele trieb, die Energie seiner Sittlichkeit, die Völligkeit seiner Hingabe an den heiligen und doch gnädigen Gott! Hätte er den Zorn Gottes nicht so empfunden, so würde er die Gnade Gottes nie gefunden haben. Dieser Umweg war in Wahrheit der einzige direkte Weg. So führt Gott seine Leute. Das ist uns zur

Mahnung geschehen. Wir wollen das Andenken unseres großen Kirchenvaters Luther dadurch ehren, daß wir seiner Treue nachfolgen, in der Gewißheit, daß Gottes Gedanken und Wege zwar nicht unsere sind, aber so viel der Himmel höher denn die Erde, seine Gedanken und Wege höher sind als die unsern. Dazu helfe uns Gott, wie er Luther geholfen hat.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Kasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. G. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Franz Blanckmeister, Dresdner Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Ney, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. E. Kurz, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsburger Konfession erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. R. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf und Sieg des Evangeliums im Kreise Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. R. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ, 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.
29. G. Zeitler, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

Wie die größern Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch andern Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Dr. Max Niemeyer in Halle a. S., Partien von 10 Stück nach beliebiger Wahl für 1 Mark franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder

Schriften für das deutsche Volk

herausgegeben vom

Verein für Reformationsgeschichte.

Reformation und Revolution.

Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

Von

R. W. Solle.

Halle a. S. 1897.

In Kommissions-Verlag von Max Niemeyer.

XXXI/XXXII.



Reformation und Revolution.

Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

Von

K. W. Holle.

Halle a. S. 1897.
Verein für Reformationsgeschichte.

1. Kapitel.

Einleitung.

Ursachen und Vorboten der Revolution.

Unter den mannigfachen widrigen Stürmen, welche das junge Reformationswerk umbrausten, war der gefährlichste ohne Frage jene soziale Revolution in den Jahren 1524 und 1525, die wir mit dem Namen Bauernkrieg zu bezeichnen pflegen. „Mehr, denn Papst und Kaiser“ wurden, wie Luther sagt, die Bauern seine Feinde, und das gerade dadurch, daß sie sich als seine Freunde aufspielten.

Die Empörung bekam den Anschein eines Kampfes für das Evangelium. Da lag denn die Gefahr nahe, daß sich die Reformation, von geistlichen und weltlichen Mächten bedrängt, in diese revolutionäre Bewegung hineinreißen ließ. Wäre dies eingetreten, so war ihre Sache, mochten die Bauern siegen oder unterliegen, moralisch vernichtet. Das mannhafte Standhalten Luthers, der unbeirrt durch der Parteien Gunst und Haß seinen Grundsatz der unbedingten Scheidung des Geistlichen vom Weltlichen wahrte, hat nun zwar diese Gefahr abgewendet. Aber auch so versetzte der Bauernkrieg seinem Werke einen schweren Schlag. Breite Massen des Volks, die ihm vorher zugejubelt, wandten sich enttäuscht von ihm ab, als er nicht so handelte, wie sie es sich gedacht hatten. Und andrerseits dadurch, daß die Empörer das „Evangelium“ auf ihre Fahnen schrieben, ihre Forderungen mit dem „Evangelium“ begründeten, brachten sie dasselbe in den Verdacht der Aufruhrstiftung. Und die Gegner säumten nicht, daraus neue Waffen zur Bekämpfung der Reformation zu schmieden.

Daß Luther der geistige Urheber des Aufruhrs gewesen, behaupten fast alle katholischen Aufzeichnungen jener Zeit. Teils wird seine Schrift: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“, auch wohl die von der „babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, beschuldigt, in der niedern Bevölkerung bisher ungekannte, unbändige Freiheitsgelüste und Gesetzlosigkeit geweckt zu haben, teils geht man sogar so weit, Luther als Verfasser der berühmten 12 Artikel darzustellen (so die Donauwörther Chronik). Ulrich Zasius, aus einem Anhänger ein wütender Feind Luthers geworden, schreibt: „Luther, diese Pest für den Frieden, der Verderblichste aller Zweibeinigen, hat ganz Deutschland in solche Raserei gestürzt, daß man es schon für Ruhe und Sicherheit nehmen muß, wenn man nicht augenblicklich umkommt.“ Selbst Erasmus, dem man doch mehr Verständnis zutrauen sollte, bezeichnet den Bauernaufruhr als „Frucht von Luthers Geist.“ — Ebenso wie die Schriftsteller urteilten auch die katholischen Gewalthaber, trotz aller Verwahrungen Luthers und seiner Anhänger. Erzherzog Ferdinand spricht in zwei Briefen vom 3. August 1524, als er von den ersten Erhebungen im Schwarzwald vernommen, gleich von „Läuf und Empörung in der Lutrischen Sache“; und das zu einer Zeit, in der, wie aktenmäßig nachgewiesen werden kann, der Aufruhr noch ganz unberührt von der späteren religiösen Beimischung war. So sehr stand es bei den päpstlich Gesinnten fest, daß alles Unheil lediglich auf die lutherische Ketzerei zurückzuführen sei.

Und dabei blieben die katholischen Geschichtsschreiber und Polemiker bis in unsere Zeit: in der Bauernrevolution sei die Drachensaat lutherischer Grundsätze aufgegangen. E. Jörg, der 1851 ein Buch: „Deutschland in der Revolutionsepoche 1522—1525“ veröffentlichte, zieht die Frage in Erwägung, ob nicht die vorangehenden sozialen Zustände den Bauernkrieg erklärten, kommt aber zu dem Ergebnis, daß diese Frage verneint werden müsse.

Erst J. Janssen („Geschichte des deutschen Volks seit dem Ausgang des Mittelalters“) sieht sich durch die Thatsache früherer Bauernaufstände genötigt, zuzugestehen, „daß die große soziale Revolution nicht erst durch die Predigten

und Schriften der Religionsneuerer veranlaßt wurde"; auch ohne Luthers Auftreten seien Aufstände unvermeidlich gewesen. Die Hauptschuld bürdet er der Einführung des römischen Rechts auf, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts begann. Aber den direkten Anlaß zum Aufruhr habe dann doch die Predigt des „Evangeliums" gegeben, mit ihrer „planmäßigen Aufwiegelung durch Berufung auf Bibelzitate", und mit ihrer „Untergrabung der angestammten kirchlichen Autorität". Die „Reformation" habe die soziale Frage derart verschärft, daß ihr der Charakter der ausbrechenden Revolution, als einer „allgemeinen und unmenschlich furchtbaren" zu danken sei. —

Gegenüber solchen ultramontanen Anklagen ist es von Wichtigkeit, das Verhältnis zwischen Reformation und Revolution klarzustellen. Dahin gehört zunächst die Frage nach den Ursachen der Revolution.

Was die Bauern zum Aufstand getrieben, haben sie selbst in zahlreichen Beschwerdeschriften niedergelegt, die uns zum Teil noch erhalten sind. Diese Beschwerdeartikel weisen nun bestimmt darauf hin, daß wir die Gründe des Aufruhrs in der gedrückten Lage des Bauernstandes zu suchen haben. Es ist daher nötig, daß wir uns die rechtliche und soziale Stellung der Bauern vor der Reformation vergegenwärtigen.*)

Janssen entwirft von der Lage der ländlichen Bevölkerung im Ausgang des Mittelalters ein idyllisches Bild voll Glück und Frieden. Die Leibeigenschaft sei, natürlich unter dem Einfluß der Kirche, fast überall abgeschafft gewesen, und die Bauern führten ein „rechtsgesichertes, fröhliches Leben ohne Not und übermäßige Bedrückung." Janssen kann sich für seine Behauptung in der That auf viele gleichzeitige Zeugnisse berufen. Daraus geht hervor, daß der Bauer bestrebt war, so gut zu leben, als es ihm möglich war, bessere Kleidung trug, als ehedem, und bei festlichen Gelegenheiten es sich etwas kosten ließ. Besonders aus Franken haben wir Berichte von Festlichkeiten, welche zu

---

*) Vgl. W. Vogt, Vorgeschichte des Bauernkrieges (Schriften des Vereins f. Ref.=Geschichte 1887).

der Meinung verleiten können, das Volk schwimme im Wohlstand. Und doch folgt daraus nichts für eine wirklich gediegene Wohlhabenheit und wirklich vorhandenes Glück des Bauernstandes. Es beweist nur, daß der allgemeine Zug der Zeit, in verschwenderischem Luxus einander zuvorzuthun, über seinen Stand und sein Vermögen hinaus zu leben, der Vergnügungs- und Genußsucht zu frönen, in gewissem Grade auch in Bauernkreisen heimisch geworden war. Ein Vergleich mit der heutigen Zeit liegt nahe. Der „Proletarier“ von heute giebt an Vergnügungs- und Genußsucht den oberen Ständen nichts nach; wer aber daraus eine glückliche, zufriedene Stellung des Arbeiterstandes folgern wollte, den würde die Sozialdemokratie bald eines besseren belehren. Oder nehmen wir ein Beispiel aus jener Zeit. Wer aus den zahlreichen Schilderungen adeligen Prunks und ritterlicher Feste den Schluß ziehen wollte, daß dem ein solider Reichtum zu grunde gelegen habe, würde gröblich irren; denn nie war der Adel so verarmt und heruntergekommen, wie gerade in dieser Zeit.

So haben wir auch bei Beurteilung der bäuerlichen Verhältnisse die Nachrichten von Wohlstand und Wohlleben mit Vorsicht aufzunehmen, zumal da zuweilen Verallgemeinerungen einzelner Fälle handgreiflich vorliegen. Mochte der Bauer auch einmal im festlichen Rausch, auf der Kirchweih oder beim Hochzeitsmahl als ein Glücklicher erscheinen, mochte er im Vergleich zur frühern Zeit, wie alle andern Stände, besser leben, das alles ändert nichts an der Thatsache, daß seine rechtliche und soziale Lage, seltene Ausnahmen abgerechnet, eine traurige, ja verzweifelte war.

Das Grundübel, an dem der Bauernstand krankte, war die Leibeigenschaft.

Trotz des dagegenstreitenden christlichen Bewußtseins hatte sie sich, gefördert durch die germanische Einrichtung des Lehnswesens und was dies mit sich brachte, im Laufe der Zeit immer weiter verbreitet. Schon die beiden Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts, der Sachsen- und der Schwabenspiegel, beklagen das Einreißen der Leibeigenschaft und stellen sie als der heil. Schrift widersprechend dar. Diese Auffassung blieb auch im Volke lebendig. Von jeher hat

es nicht an geistlichen und weltlichen Stimmen gefehlt, welche die Leibeigenschaft als eine Sünde wider Gottes Gebot bezeichneten. Nicht erst die Reformation hat durch ihre Predigt von der evangelischen Freiheit die Bauern mit der Leibeigenschaft unzufrieden gemacht, wie vielfach behauptet wird.

Die Zahl leibeigner Bauern wuchs besonders reißend an seit dem Rückgang der königlichen Gewalt. Solange ein starker Regent über den Einzelfürsten und Herren stand, konnte sich das alte Freibauerntum, die freien Markgenossenschaften, behaupten, da des Kaisers starke Hand ihren Besitz und ihre Arbeit zu schützen vermochte. Als aber die kaiserliche Macht sank, die fürstliche dagegen stieg, entbehrte der freie Bauer des notwendigen Rechtsschutzes in den unsicheren Zeitläuften. Er sah sich genötigt, den Schutz des Mächtigsten seiner Nachbarschaft, eines Feudalherren, eines Klosters oder einer Stadt, nachzusuchen. Für die Gewährung des Schutzes mußte er dann gewisse Verpflichtungen übernehmen, meist die Zahlung eines „Schirmgeldes". Damit war schon die volle Freiheit dahin: das bäuerliche Eigentum war zinspflichtig geworden. Dies war der gewöhnliche Weg, wie aus freien Bauern „Hörige" wurden. Doch führten daneben auch andere Wege zum nämlichen Ziel. Es kam z. B. häufig vor, daß freie Bauernsöhne, die kein eignes Besitztum ererbt hatten, von reichbegüterten Herren Grundbesitz in Pacht nahmen, womit sie zugleich auf ihre Freiheit verzichteten. Andere begaben sich auch wohl aus religiösen Gründen freiwillig in die Hörigkeit eines Klosters.

Zu solchen Halbfreien, gewöhnlich „freie Zinser" genannt, kamen dann weiter solche, die auf den den Edelleuten zu Lehen gegebenen Gütern Besitz und Nutzungsrecht hatten. Diese wurden in das Lehnssystem derart eingegliedert, daß sie Dienstleistungen verschiedener Art übernehmen mußten. Ueberhaupt kam es mit dem steigenden Wachstum der bäuerlichen Bevölkerung immermehr dahin, daß die Grundherren ihre Güter, statt sie selbst zu bewirtschaften, in kleinen Parzellen an Bauern gegen Zins und Frohnden verliehen, und selbst von ihren Renten lebten.

Wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, hatte das Verhältnis der hörigen Bauern zu ihren Herren verschiedene Abstufungen. Es gab unfreie Hintersassen (völlig Leibeigne) und halbfreie Grundhörige; letztere teilten sich wieder in behauste und besitzlose Kolonen, je nachdem sie eignen Grundbesitz hatten oder nicht. Der größere oder geringere Grad der Unfreiheit trat in Erscheinung besonders in der größern oder geringern Beschränkung der Freizügigkeit. Völlig Leibeigne waren schlechthin an die Scholle gebunden, auch ihre Kinder. Die Halbfreien, oder „freien Zinser" dagegen konnten nach bestehendem Recht nach Begleichung aller rückständigen Zinse und Dienste das Gebiet ihrer Herrschaft verlassen. Wie aber dies Recht gehandhabt wurde, zeigt z. B. das Verfahren der Fürstäbte des Stiftes Kempten. Wenn hier ein „freier Zinser" verziehen wollte, so wurde ihm der dritte Teil seiner beweglichen und unbeweglichen Habe genommen. Auf die Beschwerde der Bauern hierüber erklärte der Abt: „Der Zinser ist seins Leib halben nit frei und ledig seines Willens zu handeln"; er gestatte überhaupt nicht, daß ein Unterthan wegziehe und sich unter einen andern Schutz begebe, außer etwa nach der Stadt Kempten. — Aus den Zuständen in diesem Stift Kempten erfahren wir auch, welche Mittel die Herren anwandten, ihre Bauern auf einen immer tiefern Grad der Hörigkeit hinabzudrücken. Wenn ein freier Zinser sich mit einer Leibeignen verheiratet, so wird ihm bei Strafe der Kirchgang verboten, bis er sich gleichfalls zur Leibeigenschaft verpflichtet; die Kinder sind dann natürlich auch leibeigen. Oder wenn sich eine ganz freie Person mit einer dem Stift zinspflichtigen verheiratet, so muß der freie Teil sich in die Zinserschaft des Klosters begeben. Auch ohne solche bestimmten Anlässe werden freie Zinser widerrechtlich ins Gefängnis gesperrt, bis sie sich dazu verstehen, durch Verschreibung auf ihre halbe Freiheit zu verzichten. Bemerkenswert ist, daß der Abt auf die Beschwerden über diese Punkte erwiderte: das sei keineswegs unerhört, sondern „gemeiner Landesbrauch".

Hiernach läßt sich beurteilen, was von Janssens Behauptung, die Leibeigenschaft sei unter dem Einfluß der Kirche,

außer in Hinterpommern, überall abgeschafft gewesen, zu halten ist. Dem widersprechen die thatsächlichen Verhältnisse, wie sie der einhellige Protest fast aller uns erhaltenen Bauernbeschwerden zum Ausdruck bringt. Die Bauern sind doch gewiß nicht so mit Dummheit geschlagen gewesen, etwas, was schon nicht mehr existierte, noch abschaffen zu wollen. — Allerdings gab es im deutschen Reiche noch freie Bauern, die ihre Freiheit auch in der Ungunst der Zeit bewahrt hatten; aber diese bildeten die Ausnahme, nicht die Regel. Als Beispiele solcher vollfreien Bauern sind hauptsächlich zwei Gemeinschaften zu nennen: die Dithmarschen und die Schweizer. Beide waren den unfreien Standesgenossen eine stete Mahnung an eine bessere Vergangenheit und gaben ein leuchtendes Vorbild, wie man die wirtschaftliche und soziale Freiheit schützen müsse. —

Das Bedrückende der Leibeigenschaft äußerte sich vornehmlich in den damit verbundenen Lasten. Im ganzen teilen sich dieselben in zwei Klassen: Geld- bezw. Naturalleistungen und Frohnden oder Arbeitsleistungen.

Erstere bestanden in Zins, Gülten und Zehnten. Namentlich die letzteren empfanden die Bauern als schwere Last. Dreierlei Zehnten waren zu entrichten: der große oder Kornzehnte (d. i. der 10. Teil von allen Kornfrüchten, sowie vom Wein); der kleine oder Krautzehnte (d. i. von Gemüse, Obst und Wurzelfrüchten); der Fleisch- oder Blutzehnte (von schlachtbaren Tieren). Es ist klar, schon allein diese Zehntbelastung bildete eine allzu starke Abgabe selbst für solche Hörige, die sonst schuldenfrei und von Schicksalsschlägen nicht heimgesucht waren. Der 10. Teil vom Bruttoerträgnis des gesamten landwirtschaftlichen Betriebs vorweggenommen, mußte dem Landmann das Vorwärtskommen mindestens sehr erschweren und ihm alle Freudigkeit in seinem Beruf nehmen.

Aber zu diesem dreifachen Zehnten kam nun noch vieles andere. In manchen Gegenden erhob die Kirche noch den sogen. Levitenzehnten (nach 3. Mos. 27, 26 ff.). Weit verbreitet war ferner der Rutscherzins, bestehend in der Lieferung von Hühnern zur Fastnachts-, Ernte- oder Martinszeit. Wohl am härtesten empfanden die Bauern die all-

gemein gültige Abgabe, welche Tod- oder Sterbefall genannt wurde. Starb nämlich ein Höriger, so hatte der Grundherr wenigstens einen Teil seiner Hinterlassenschaft zu beanspruchen. Ursprünglich stand ihm das Erbrecht auf den gesamten Besitz zu. Später begnügte er sich mit einer Abgabe, die bezüglich ihrer Höhe verschieden war. Meist bestand sie im sogen. Besthaupt, d. h. dem besten Roß oder besten Rind, nebst dem besten Kleid. Der Fürstabt von Kempten nahm von einem verheiratet gewesenen Leibeigenen die Hälfte, von ledigen das Ganze der Hinterlassenschaft, ohne Rücksicht auf etwaige Geschwister; von freien Zinsern nahm er das Besthaupt. Man kann es verstehen, wenn sich in diesem Punkte die bittersten Klagen der Bauern vereinigten. Es war eine geradezu grausame Einrichtung. War schon an sich der Tod des Familienhauptes für die Angehörigen ein harter Schlag, so mußte er unter diesen Umständen die Familie nicht selten völlig zu Grunde richten.

Eine weitere Abgabe war das Reisgeld, d. h. Kriegssteuer, eine Vergütung für den Schutz, den die Herrschaft ihren Unterthanen in Kriegsläuften gewährte. In manchen Gegenden war dies eine fortlaufende, regelmäßige Extrasteuer; anderwärts wurde sie nur, wenn wirklich ein Krieg ausgebrochen war, erhoben. Die überaus häufigen Kriege und Fehden sorgten indes dafür, daß auch in letzteren Gegenden das Reisgeld nicht allzu selten gezahlt werden mußte. Hatte doch das Städtchen Rotenburg a. T. in 150 Jahren ebensoviel Fehden! — Mit dem Reisgeld wurde überdies allerlei Unfug getrieben. Dafür zwei Beispiele. Die mehrfach erwähnten Kemptener Bauern beklagten sich nicht darüber, daß sie Reisgeld zahlen mußten, so oft ihr Abt dem Kaiser oder dem schwäbischen Bund im offnen Krieg Hilfe thue, sondern daß „vil mer von uns deshalb erfordert und genommen wird, denn das gotzhus (das Kloster) von wegen desselbigen Kriegs oder Hilf ausgiebt.“ Die Herren scheinen darnach in dem Reisgeld eine willkommene Gelegenheit gesehen zu haben, die Steuerschraube etwas anzuziehen. Ein anderes Beispiel, zugleich ein Beleg für die vielfach herrschende Willkür, enthält die Beschwerde der Gemeinde Rottenacker,

der Abtei Blaubeuren unterthan. Der Abt hatte die Steuern um 30 Schilling erhöht mit der Zusage, die Bauern brauchten dafür fortan nicht mehr mit der Waffe Kriegsdienste zu thun. „Jetzt aber — so klagen die Bauern — müssen wir die 30 Schilling geben und darzu reisen (d. i. Kriegsdienste thun).“ —

Die andere Seite der bäuerlichen Lasten bildeten die Frohnden, bestehend in unentgeltlichen Hand- und Spanndiensten, Arbeitsleistungen bei Bewirtschaftung der Güter, Jagd, Fischerei und bei Bauten. Zwar die „ungemessenen“ Frohnden, d. h. die willkürliche Verfügung über die ganze Zeit des Leibeigenen, hatte durchweg der mildern Form der „gemessenen“ Frohnden Platz gemacht. Der Hörige mußte entweder eine bestimmte Anzahl von Tagen für die Herrschaft Dienste thun (Zeitfrohnden), oder ständig bestimmte Geschäfte und Arbeiten verrichten, die nicht nach Tagen abgemessen wurden (Stückfrohnden). Eine allgemein gültige Festsetzung für diese Frohnden gab es so wenig, wie für die Abgaben. Es hing meist lediglich von dem guten Willen der Herrschaft ab, wie viel Zeit der Hörige auf seine eigene Arbeit und wieviel er im Interesse der Herrschaft zu verwenden hatte. Nicht überall herrschte die gleiche Milde, wie in einigen Teilen von Oesterreich, wo (wie Janssen hervorhebt) der Hörige blos 12 Tage im Jahr Frohndienste zu leisten hatte. — Nach dem Herkommen hatte die Herrschaft die Fröhner bei ihrer Arbeit zu verköstigen, was ja schon in ihrem eigenen Interesse lag. Wo nun eine entgegenkommende Herrschaft war, konnte sie durch gute Verpflegung dem Bauern seinen Dienst wesentlich erleichtern. Aber daß die Herren lange nicht überall so menschenfreundlich dachten, beweisen z. B. die Klagen, welche die Kislegger und Langenerringer Bauern in dieser Beziehung vorbringen.

Ueberhaupt ließ die Billigkeit der Herren gegen ihre Unterthanen viel zu wünschen übrig. Auf unverschuldete Not wurde keine Rücksicht genommen. Wenn Hagelschlag oder Mißwachs den Landmann um seine Ernte brachte, sollte er gleichwohl Zins und Gült in vollem Umfang entrichten. Von der Gemeinde Thannheim forderte das

Kloster Ochsenhausen sogar den vollen Zins für Aecker und Wiesen, welche die Iller weggerissen hatte. Oft wurde der Bauer gerade dann, wenn er dringende Arbeit auf seinen Feldern hatte, zu irgend einer Frohnarbeit bestellt. —

Solche Willkürlichkeiten wurden begünstigt durch den Umstand, daß damals die öffentliche Rechtspflege sich in kläglichem Zustand befand. Es war die Zeit, in der das römische Recht mehr und mehr das alte deutsche Landrecht verdrängte. Ersteres aber (und darin hat Janssen recht) erwies sich als Feind der Bauern. Deutschen Verhältnissen ganz fremd, stellte es die hörigen Bauern auf die Linie der römischen Sklaven, die ihren Herren gegenüber rechtlos waren. Es gab habsüchtigen Grundherren die Mittel an die Hand, Weide, Wasser und Wald, die bisher als Gemeinbesitz galten, sich anzueignen, ein Verfahren, das dem natürlichen Rechtsgefühl des Bauern als ein himmelschreiendes Unrecht erschien. Die Kemptener Bauern z. B. erheben darüber die bittersten Klagen. — Eine jämmerliche Rechtspflege zeigte sich in willkürlichen Verhaftungen, willkürlich festgesetzten harten Strafen und dergl. Am schlimmsten benahmen sich in dieser Hinsicht die kleinen Gewalthaber, die oft Zins und Gült mit Drohungen einforderten und mit Spießen eintrieben. Die geistlichen Herren entblödeten sich nicht, durch kirchliche Strafen, wie Entziehung des Abendmahls, Verbot des Kirchgangs, ihre Unterthanen zu knechten. Der „arme Mann" kam selten zu seinem Recht. Wahrlich nicht ohne Grund haßte er die Advokaten als „Rechtsbieger, Beutelschneider und Blutsauger", welche das klare Recht in Unrecht verdrehten und wahrhaft erfinderisch waren, immer neue Lasten auszuklügeln. Die parteiische Rechtspflege wurde beklagt in dem verbreiteten Sprichwort: „Das edel Recht ist worden krank — Dem Armen kurz, dem Reichen lang."

Die allgemeine Rechtsunsicherheit hatte im Gefolge eine Blüte des Fehdeunwesens. Wieder war es der Bauer, der im Streit der Großen am meisten zu leiden hatte. Um dem Gegner, der hinter den Mauern seiner Stadt oder seiner Burg sich barg, Schaden zuzufügen, brannte man der Bauern Dörfer nieder, verwüstete ihre Felder und trieb ihr Vieh weg. —

Auch die damals übliche Kapitalwirtschaft mußte dem Bauern vielfach sein Los erschweren. Oft war er genötigt, für den landwirtschaftlichen Betrieb fremdes Geld aufzunehmen. Solche Darlehen wurden aber nur gewährt gegen Zinsen, die nach unseren Begriffen maßlos hoch sind. Durchweg wird als der gesetzliche Zinsfuß 30—50 % angegeben; aber z. B. in Regensburg, Augsburg, Wien u. a. stieg er sogar bis 86 %. Und das war gesetzlich erlaubt. Wie hoch mag sich erst der nebenherlaufende ungesetzliche Zinsfuß verstiegen haben! Hauptsächlich waren die Juden die Aussauger des Bauern. Von allen Seiten hörte man Klagen über den ungesetzlichen Judenwucher. Bei solchen Zuständen findet man es begreiflich, wenn Luther Zinsnehmen und Wucher als Gottlosigkeit verdammt. Und ebenso begreiflich erscheint der grimmige Haß gegen die Juden, der die Bauern mehrfach zu blutigen Thaten geführt hat. Die erste größere Bauernerhebung, das früheste Vorspiel des Bauernkrieges, galt den Juden von Worms (i. J. 1431). — Noch von einer anderen Seite wurde das Kapital dem Bauernstand verderblich, nämlich durch die Aufkaufs- und Preissteigerungsgesellschaften, die Vorläufer der modernen Ringe. —

Es ist ein unerfreuliches Bild, welches die Lage des Bauernstandes jener Zeit uns bietet. Wahrlich kein Wunder ist's, wenn der Bauer, der in einem „Chaos von Lasten" zu versinken drohte, sein Joch nur mit Ingrimm trug und begierig auf Gelegenheit lauerte, dasselbe abzuwerfen. Eine derartig durch und durch ungesunde Lebensordnung ließ keinen ruhigen Verlauf der Dinge zu. Wenn hier nicht Wandel geschafft wurde, so mußte die Gährung, die in steigendem Maße den ganzen Bauernstand durchdrang, fürchterlich zum Ausbruch kommen.

Verschärft wurde diese Gährung noch durch die Geringachtung, mit der alle Stände auf den Bauern, als einen Menschen niederen Grades, herab sahen. Der Bauer war Gegenstand allgemeiner Verachtung und wohlfeilen Spottes. In den Fastnachtsspielen spielte der dumme, täppische Bauer eine lächerliche Rolle. Das ehrliche Wort „Bauer" wurde

zum Schimpfnamen. „Besaß der Bauer etwas, so ärgerte man sich darüber; ließ er von Selbstbewußtsein etwas spüren, und daß er keine Lust habe, sich ohne weiteres drücken und schinden zu lassen, so nannte man das Anmaßung und höhnte ihn als groben, unnützen, üppigen Bauern, als Flegel und Ackertrappen.“ Gegen den Bauern, der nach einem Spottverse sich von dem Ochsen nur durch das Fehlen der Hörner unterschied, hielt man Druck und Gewaltthat für ebenso berechtigt, wie notwendig. Einen empörenden Ausdruck fand diese Gesinnung in einem (von Uhland wieder herausgegebenen) Liede des 15. Jahrhunderts, betitelt: „Edelmannslehre“, worin die Bauernschinderei als ein Vergnügen der adeligen Herren dargestellt wird; der Bauer erscheint als gehetztes Wild, der Edelmann als der Jäger. Ein Seitenstück dazu lieferte der Züricher Chorherr Hemmerlin, der in einer den Adel lobhudelnden Schrift folgende gehässige Beschreibung des Bauern giebt: „Ein Mensch, mit bergartig gekrümmtem und gebuckelten Rücken, mit schmutzigem, verzognen Antlitz, tölpisch dreinschauend wie ein Esel, die Stirn von Runzeln durchfurcht, mit struppigem Bart, graubuschigem, verfilztem Haar, Triefaugen unter den borstigen Brauen, mit einem mächtigen Kropf“ u. s. w.

Es war nur natürlich, wenn der Bauer diese Verachtung seiner sozialen Stellung mit grenzenlosem Haß erwiderte. Zugleich verfiel er in eine maßlose Selbstverherrlichung. Er pries die Armut als den wahrhaft christlichen Stand. Christus selbst sei ein armer Bauer gewesen, denn er sagt: Mein Vater ist ein Baumann (Joh. 15, 1) und sich selbst nennt er einen Schafhirten. Ohne den edlen Stand der Bauern, der alle die vornehmen Müßiggänger ernähren müsse, könne die Welt gar nicht bestehen.

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war denn da der Edelmann?“

so mochte der Stolz des Bauern auch fragen. Ja, selbst das Brot des Lebens schafft er:

„Ich bau' die Frucht mit meiner Hand,
Darein sich Gott verwandelt in Priesters Hand.“

So suchte sich der Bauer über sein Leben voll Mühe und Entbehrung zu trösten. Aber mit glühendem Herzen sehnte er auch den Tag der Vergeltung herbei.

„Das wird Gott nit vertragen
Die bösen schweren Plagen,
Sie werden noch erschlagen
Von dem gemeinen Bauersmann,
Es facht jetzt darzu an!“

Aehnliche Verse waren viele im Umlauf. Sie geben ein Bild von der Gesinnung, welche den Bauernstand beseelte, von dem gegenseitigen Klassenhaß, der sich damals überhaupt aller Stände bemächtigt hatte. Es mußte eine unheilvolle Explosion geben, wenn jener Tag der Rache erschien, auf den der Bauer hoffte. —

Je drückender die Gegenwart auf ihm lastete, um so lieber und eifriger beschäftigte sich der Bauer mit der Zukunft, die sich für ihn heilvoller gestalten sollte. Er fing an, von einer völligen Gleichheit aller zu träumen, von einer neuen kommunistischen Eigentumsordnung, die ein kommender kaiserlicher Reformator bringen sollte. Kaiser Rotbart, so hieß es wohl, wird wiederkommen, der Pfaffenwirtschaft ein Ende machen und alle Ungerechtigkeit bannen.

Ein Hauptbeförderer kommunistischer Ideen in Deutschland wurde das sogenannte „böhmische Gift“. Freilich nicht richtig ist es, wenn katholische Schriftsteller (auch Janssen) behaupten, der Kommunismus sei in Deutschland erst durch die husitische Bewegung begründet worden. Der Ursprung des Kommunismus geht in viel frühere Zeit zurück. Eifrige Förderer hatte er in den Bettelmönchen, besonders den Franziskanern, gefunden. Die soziale Bewegung, die sich in Böhmen mit der religiösen verband, war „selbst eine Frucht von diesem Baume“. Aber das kann nicht bestritten werden, daß der husitische Geist einen außerordentlichen Einfluß auf die Denkweise der deutschen Bauerschaft gewann. Die husitische Bewegung war nach ihren anfänglich siegreichen Erfolgen zwar endlich niedergeschlagen worden, aber ihre radikalen demokratisch-kommunistischen Bestrebungen damit nicht ertötet. Und dies „böhmische Gift“ drang langsam und stetig auch in Deutschland

ein, weitergetragen teils von geheimen Agitatoren, teils durch Flugschriften. Und begierig lauschte der geknechtete deutsche Bauer auf dies Evangelium, das ihm den Himmel auf Erden zu versprechen schien.

Die wichtigste Vermittlerin husitischen Geistes war die 1476 zuerst gedruckte „Reformation des Kaisers Siegmund“, eine Schrift, die man die Trompete des Bauernkrieges genannt hat. Siegmund ist der erwartete heilstiftende Kaiser; er entwirft hier sein Programm zur Neugestaltung der Dinge im Reich; aber zu seinen Lebzeiten hatte es leider nicht zur Ausführung kommen können. Gleichheit und Freiheit, die einzig berechtigte Form des Daseins, Friede und Glückseligkeit schon auf Erden des Lebens Ziel — das ist der Hauptgedanke dieses interessanten Buches, dessen unbezweifelt-angenommene Echtheit ihm eine weite Verbreitung verschaffte.

So wurden die Husiten einerseits, als Vorkämpfer der religiösen und sozialen Freiheit, wie die Schweizer andrerseits als Vorkämpfer der politischen Freiheit leuchtende Vorbilder für die deutschen Bauern. Beide Namen wurden Schlagworte, in die der gemeine Mann sein ganzes Dichten und Trachten kurz zusammenfaßte. „Alles — sagte einmal ein Bauer zum Abt Trithemius — alles, was man, wenn man den Bundschuh*) aufwirft, gewinnen kann, muß das Glück lehren; aber zum wenigsten müssen wir frei sein, wie die Schweizer, und auch in geistlichen Sachen mitregieren, wie die Husiten.“ —

Fassen wir nun einmal das von der rechtlichen und sozialen Lage des Bauernstandes gezeichnete Bild in seiner Gesamtheit ins Auge. Es ergiebt sich daraus, daß die Revolution, welche in der Reformationszeit zum schrecklichen Ausbruch kam, ihre lange Vorgeschichte seit Beginn des 15. Jahrhunderts hat. Der Bauernstand ruhte nicht mehr auf einer festen, gesunden Grundlage. Auf der breiten Masse der ländlichen Bevölkerung lastete ein Druck, der je länger, je mehr zur Unzufriedenheit und zu Widerstandsgelüsten

*) Die bäuerliche Fußbekleidung. Der Bundschuh, im Gegensatz zum Ritterstiefel, war das gemeinsame Feldzeichen aufständischer Bauern.

herausforderte. Auch den herrschenden Klassen kam wohl hin und wieder ein Bewußtsein von der Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände. Unter den Artikeln, welche die auf ihrem Reichstag zu Gelnhausen 1502 versammelten Kurfürsten vorzunehmen gedachten, betraf einer die Notwendigkeit einer Erleichterung des gemeinen Mannes, „der mit Frohn, Diensten, Atzung, Steuern, geistlichen Gerichten und anderm also merklich beschwert ist, daß es in der Harre (auf die Dauer) nicht zu leiden sein wird.“ Aber dieser und ähnliche Reformversuche blieben auf dem Papier stehen. Ein starkes Reichsoberhaupt, das die Durchführung einer sozialen Reform in die Hand nehmen konnte, war nicht vorhanden, und die kleinern Gewalthaber wollten von ihren Einkünften und Vorrechten nichts missen. Dem Bauer mußte sich mehr und mehr die Ueberzeugung aufdrängen, daß eine Besserung seiner Lage nur mit gewaffneter Hand zu erreichen sei.

Ueber das deutsche Reich zogen sich die unheilschwangern Wolken einer drohenden Revolution dichter und dichter zusammen. Schon hatte es bald hier, bald dort wie Wetterleuchten am dunklen Himmel aufgezuckt — die Vorboten des furchtbaren Gewitters, das sich bald über Deutschland entladen sollte. Seit 1431 schon war es fortgesetzt zu Bauernerhebungen gekommen.*) Dieselben blieben aber durchweg auf kleinere Gebiete beschränkt. Eine ziemlich weitgreifende Erregung, doch nur für kurze Zeit, rief die Bewegung hervor, die 1476 durch Hans Behaim, den Pauker von Niklashausen im Taubergrund veranlaßt wurde, eine Bewegung, in welcher sich, wie wir es später im Bauernkriege wiederfinden, ein religiös-schwärmerisches Wesen der Aufständischen bemächtigte. Aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sei erwähnt die Verschwörung des „Bundschuh zu Lehen“ (im südl. Baden) und der „arme Konrad“ in Württemberg. Diese Erhebungen bekamen durch weite Verzweigung ein gefährliches Aussehen, doch

---

*) Noch früher, in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, hatten sich schon in Frankreich und England die niederen Stände gegen den Druck des Adels empört.

gelang es den Fürsten, sie noch rechtzeitig mit Gewalt niederzuschlagen. Dasselbe Schicksal hatten weitere Aufstände im Breisgau, Oberelsaß und in Oberschwaben. —

Aber damit war die brennende Frage nicht gelöst. Im geheimen gährte es weiter, der gewaltsam zurückgedrängte Haß schlug nur noch tiefere Wurzeln. Trotz vieler warnenden Stimmen geschah nichts, der drohenden Revolution vorzubeugen. Das unheimliche Gefühl einer unabwendbaren Katastrophe war im Anfang des 16. Jahrhunderts weit verbreitet. Prophezeiungen von kommendem Unheil liefen um und wiesen teils mehr, teils weniger bestimmt auf einen großen Bauernaufruhr hin. —

Daß das Auftreten Luthers und was es mit sich brachte, die soziale Frage derart verschärft habe, daß der Ausbruch unvermeidlich war, ist nicht nachzuweisen. Schon seit 1513 und 14 standen die Dinge auf dem gefährlichsten Punkt. Im Gegenteil kann man mit Grund behaupten, daß die Reformation aller Augen für eine Zeitlang von der sozialen auf die in den Mittelpunkt des Interesses gerückte kirchliche Frage gelenkt hat, und so der Ausbruch der Revolution noch um einige Jahre verschoben wurde.

Wohl aber haben die im Gefolge der Reformation auftretenden religiös-radikalen Parteien, zwar nicht den Bauernkrieg hervorgerufen, aber ihm, als er endlich losgebrochen war, sein eigentümliches Gepräge verliehen. Diese „Schwarmgeister“, welche vielgestaltig sich sowohl an die Wittenberger, wie die Züricher Reformation anhefteten, hatten durchweg das gemeinsam, daß sie dem Wort Gottes den „Geist“ teils überordneten, teils entgegensetzten. Dies äußerte sich in gewaltsamen Unternehmungen, Auflehnung gegen alles Gegebene in Staat, Kirche und christlicher Sitte. Kennzeichnend ist eine seltsame Verquickung des Geistlichen und Weltlichen, ferner eine Verwirrung des Alt- und Neutestamentlichen. Einzelne, willkürlich abgerissene Bibelworte, namentlich alten Testaments, wurden in ihrem äußerlichsten Sinne direkt auf weltliche Verhältnisse der Gegenwart angewendet.

Die Vertreter der echten, gesunden Reformation, Luther voran, haben mit Nachdruck oft genug diese Auswüchse

bekämpft und jede Gemeinschaft mit ihnen energisch abgewehrt. Nur barer Unverstand kann aus dem Umstand, daß diese religiöse Schwarmgeisterei später mit der sozialen Revolution Hand in Hand ging, der Reformation als solcher die Schuld an dem Unheil des Bauernkrieges beimessen.

2. Kapitel.

Ausbruch der Revolution in Oberschwaben.

Die Verbindung mit den Religiös-Radikalen. — Die 12 Artikel.

In Oberschwaben, der südwestlichen Ecke Deutschlands, hatte sich um die Wende des Jahrhunderts die gedrückte Lage des Bauernstandes mit am fühlbarsten gemacht. Nirgend in deutschen Landen saßen die kleinen Herrschaften, die schlimmsten Dränger der Bauern, so dicht aufeinander. Das ehemalige große Herzogtum Schwaben war in eine Menge kleiner Gebiete auseinander gefallen. Da gab es kleine Fürsten, größere und kleinere Reichsstädte, reichsunmittelbare Klöster und Stifter. Der Kaiser war weit; einen machtvollen größern Fürsten, der die Grundherrschaften im Zaume halten konnte, gab es nicht. Rechtlos sah sich die bäuerliche Bevölkerung der Willkür ihrer Herren anheimgegeben. In solcher Lage schaute das Landvolk mit sehnendem Verlangen auf die Bürger- und Bauernfreiheit, deren sich die benachbarten Schweizer erfreuten. Diese schienen ihm eine stets lebendige Mahnung, mit Waffengewalt ihre verlornen Freiheiten wieder zu erobern. Kein Wunder, wenn gerade in dieser Gegend immer wieder die Hydra der Empörung das Haupt erhob. Und hier ist auch der Ausgangspunkt der großen sozialen Revolution in der Reformationszeit. —

Ende Mai 1524 rotteten sich die Bauern des gefürsteten Klosters St. Blasien zusammen und verweigerten die unerschwinglich gewordenen Leistungen und Gefälle der Leibeigenschaft. Am 23. Juni folgte die Erhebung der Bauern in der Landgrafschaft Stühlingen, welche dem Grafen von Lupfen als Reichslehen zugehörte. Angeblich soll der direkte Anlaß zur Empörung eine Laune der Frau

Gräfin gewesen sein, welche die Bauern mitten in der arbeitsvollen Erntezeit Schneckenhäuser sammeln ließ, um Garn darauf zu winden. Ist dies auch nicht durch sichere Urkunden zu erweisen, soviel steht fest, daß die Stühlinger zu ihren ohnehin schweren Lasten noch manche Unbill, Uebermut und Hohn erleiden mußten. An die Spitze der Stühlinger und St. Blasier trat Hans Müller von Bulgenbach, ein Bauer, der sich durch Schlauheit und rednerische Begabung auszeichnete, und der in den Feldzügen gegen Frankreich mit dem Kriegshandwerk vertraut geworden war.

Die Forderungen der Aufständischen erstreckten sich auf Milderung der Leibeigenschaft, Verringerung der Abgaben und Frohnden, sowie auf Anteil an Jagd und Fischerei. Es ist zu betonen, daß in diesem Beginn des Bauernkrieges von religiösen Beweggründen noch nicht die Spur zu finden ist. Es ist ganz unrichtig, wenn Janssen behauptet, die revolutionäre Bewegung habe von vornherein den Charakter eines Religionskrieges angenommen. Lediglich ihre gedrückte Lage gab den Bauern den Anlaß zur Erhebung. Nicht einmal der Umstand, der später an andern Orten die Unzufriedenheit mehren half, die Verweigerung evangelischer Prediger, war für die Stühlinger Bauern maßgebend. Sie waren noch gut katholisch und hatten von Luther nnd seiner Lehre bisher nichts wissen wollen.

Jedoch dauerte es nicht lange, bis sich die später so unheilvolle Verquickung der reformatorischen Radikalen mit den Sozial-Revolutionären wenigstens anbahnte.

In der Nähe von Stühlingen lag am Rhein hart an der Schweizer Grenze das Städtchen Waldshut. Hier hatte seit einiger Zeit Balthasar Hubmaier, ein demagogisch-wiedertäuferisch gesinnter Prediger, eine religiös-schwärmerische Erregung hervorgerufen. Waldshut gehörte zu den vorderösterreichischen Besitzungen. Erzherzog Ferdinand war im Juni 1524 im Breisgau erschienen, um kräftig Hand anzulegen zur Ausrottung der hier eingerissenen Ketzerei. Auf landesherrlichen Befehl mußte nun zwar Waldshut seinen Prediger entlassen, aber es weigerte sich entschieden, zum Katholizismus zurückzukehren. So war hier, ganz unabhängig von jener sozialen, eine religiöse Bewegung

entstanden, und diese beiden hatten vorläufig gar nichts miteinander gemein.

Ferdinand jedoch, der als Schirmherr des Grafen von Lupfen die Verpflichtung hatte, diesen gegen die aufrührerischen Bauern zu schützen, machte zwischen der Stühlinger und der Waldshuter Bewegung keinen Unterschied; nach seiner Ansicht hatte überhaupt jede Art von Aufruhr in der „verfluchten lutrischen Sekte“ ihre eigentliche Wurzel. Da nun die beiden Strömungen denselben Gegner zu fürchten hatten, war es ganz natürlich, daß sie sich trotz ihrer inneren Verschiedenheit bald zusammenfanden. Am 24. August zog Hans Müller mit einem großen Bauernhaufen unter schwarz-weiß-roter Fahne in Waldshut zur Kirchweihe ein.

Aber diese erste Berührung der sozialen mit der religiösen Bewegung war noch eine ganz äußerliche, durch die besonderen örtlichen Verhältnisse gegebene. Daß die Bauern sich mit den Waldshutern zu einer „evangelischen Brüderschaft“ mit großartigen Ausbreitungsplänen über das ganze Reich eng verschmolzen habe, wie bisher allgemein angenommen wurde (mit besonderem Nachdruck natürlich von Janssen), ist neuestens als irrig erwiesen. Man schöpfte diese Meinung aus der Villinger Chronik. Wie sich aber jetzt ergeben, stammen jene Angaben nicht aus dem Original, sondern aus Abschriften vom Ende des Jahrhunderts, während das nahezu gleichzeitige Original nichts davon weiß, ebensowenig, wie anderweitige gleichzeitige Urkunden. Diese berichten nur von einem gegenseitigen Schutzverhältnis zwischen Stadt und Bauern. —

Es erscheint auf den ersten Blick befremdlich, daß die Herrschaften, besonders Erzherzog Ferdinand, den Aufruhr nicht, wie es mit wenig Mühe geschehen konnte, im Keime erstickten. Zur Erklärung dient einmal, daß es bei den gleichzeitigen Kriegen Karls V. an Truppen und vor allem an Geld fehlte; andererseits fürchtete die Regierung zu Innsbruck durch Anwendung von Gewalt die Sache nur zu verschlimmern, da es allenthalb in diesen Gegenden gährte. Durch Vergleiche hoffte man die Sache noch gütlich beilegen zu können. Daher verhandelte man auf einer Reihe von Tagen einerseits zwischen den Stühlinger Bauern

und dem Grafen von Lupfen, andererseits zwischen Waldshut und der österreichischen Regierung.

So trat vom 7. bis 10. September zu Schaffhausen eine aus Adeligen, Bürgern und Bauern bestehende Abordnung zusammen, um das Verhältnis der Bauern zu ihrer Herrschaft nach Recht und Billigkeit zu regeln. Das Ergebnis war eine Vertragsurkunde in 39 Artikeln. Dieselben handeln von Zins, Frohnden und Jagdgerechtsamen. Mit keiner Silbe wird die religiöse Frage gestreift, ein Beweis, daß die Bauern trotz der vorangegangenen Berührung mit den Waldshutern nur ihre sozialen Notstände im Auge hatten.

Da der Vertrag mehr zu gunsten der Herren ausgefallen war, so weigerten die Bauern die Annahme und verharrten im Aufstand. Jetzt endlich glaubte die Regierung, zur gewaltsamen Unterdrückung schreiten zu müssen. Mitte September schickte Ferdinand eine hinreichende Geldsumme, und ein kleines Heer wurde angeworben. Aber der Befehl, die Stühlinger anzugreifen, kam nicht zur Ausführung. Inzwischen hatten sich nämlich in Italien die Verhältnisse für den Kaiser ungünstig gestaltet, und dies lenkte die Aufmerksamkeit von der an sich noch unbedeutenden Bewegung im Schwarzwald ab. Das angeworbene Heer zog über die Alpen. Die Stühlinger und Waldshuter bekamen freie Hand.

Und nun hinderte nichts mehr die weitere Ausbreitung des Aufstandes. Die Funken des immer noch langsam glimmenden Feuers flogen in der Nachbarschaft umher und zündeten bald hier bald dort. Ende September erhoben sich die Bauern vom Hegau und Klettgau und verbündeten sich mit den Stühlingern. — In unmittelbarer Nähe des aufständischen Gebiets, auf dem Hohentwiel, weilte damals der vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg. Dieser, der früher durch seine Tyrannei den Aufstand des „armen Konrad" erregt hatte, gab sich jetzt als Freund der Bauern. Mit deren Hilfe gedachte er sein Land wieder zu erobern. Es war ihm ja, wie er sich einmal äußerte, gleich, ob er durch Schuh oder Stiefel, durch Bauern oder Ritter, wieder zu Land und Leuten komme. Auf der Kirchweihe zu Hilzingen,

wo am 2. Oktober tausende von Aufständischen zusammenschwuren, ließ Ulrich die Bauern auffordern, sich zu ihm zu schlagen zu gegenseitigem Schutz und Trutz. Und die Bauern waren nicht abgeneigt, auf den fürstlichen Köder anzubeißen. Vorläufig blieb es aber noch bei gegenseitigen Versprechungen.

Mittlerweile verbreitete sich die Empörung langsam, aber stetig. Es ist bemerkenswert, daß, wie in Stühlingen, so auch an den andern Orten der Aufruhr ganz unabhängig von religiösen Beweggründen emporloderte. Als im Oktober Thomas Münzer in Oberschwaben auftauchte, fand er die Gegend schon in vollem Aufruhr. „Er habe — erklärte er später in seinem Verhör — die Empörung nicht gemacht, sondern sie seien bereits zuvor aufgestanden gewesen ... er habe nur im Hegau und Klettgau etliche Artikel, wie man herrschen soll, aus dem Evangelium angegeben." Näheres über Art und Erfolg seiner Wirksamkeit in dieser Gegend läßt sich nicht feststellen. Soviel scheint sicher, daß seine Wühlereien den Zweck hatten, einen Zusammenschluß der sozialen mit der religiös-radikalen Bewegung herbeizuführen.

Zu gleichem Bestreben sahen sich mehr und mehr die oberdeutschen Schwarmgeister durch ihre bedrängte Lage genötigt. Sie mochten ähnlich denken wie Herzog Ulrich, und kein Bedenken tragen, ihre anscheinend dem Untergang geweihte Sache durch die ausgebrochene soziale Revolution zu retten, zumal da sie bei ihrem Unvermögen, das Geistliche vom Weltlichen reinlich zu sondern, manche Verwandtschaft zwischen ihren und der Bauern Forderungen erkannten. Aber diese jetzt beginnende Verbindung beider Strömungen vollzog sich mit auffallender Langsamkeit. Als Ende Oktober die Klettgauer Bauern 44 Beschwerdeartikel zur weiteren Verhandlung nach Zürich sandten, beriefen sie sich zum ersten Mal, aber noch ganz schüchtern, und mehr nebenbei, auf das „göttliche Recht" und das „Evangelium". Nachdem sie in 41 Artikeln lediglich von ökonomischen Schwierigkeiten geredet, heißt es im 42., daß sie wohl ganz gern nach der Aufforderung der Stadt Zürich das Gotteswort schützen und handhaben wollten, aber von ihrer Herrschaft darin gehindert würden; darin begehrten sie Schutz und Schirm. Offenbar

war den Klettgauern an und für sich das „Evangelium“ gleichgiltig, und sie erwähnten diesen Punkt nur, um das evangelische Zürich sich geneigt zu machen. Es gingen noch mehrere Monate darüber hin, bis die aufständischen Bauern ausdrücklich sich auf das „göttliche Recht“ stützten und unumwunden ihre Forderungen aus dem „Evangelium“ begründeten. Zu Ende des Jahres 1524 aber waren diese späteren Schlagworte noch fast unbekannt; da erschien überhaupt das Religiöse nur gelegentlich als eine äußerliche Einwirkung ohne besondere Tragweite.

Und als um die Jahreswende der Aufstand sich nach dem südöstlichen Schwaben, an die obere Donau und ins Allgäu fortpflanzte, ist es wiederum ausschließlich ihre mißliche, gedrückte Lage, welche die Bauern zur Empörung treibt. Religiöse Beweggründe sind ihnen ganz fremd. Sind doch die aufständischen Gebiete durchweg Eigentum katholischer, meist sogar geistlicher Herrschaften, wohin die neue Lehre kaum gedrungen war, oder doch in geringem Ansehen stand.

Im Allgäu nahm der Aufruhr seinen Ausgang von dem großen Gebiet des gefürsteten Stifts Kempten. Hier hatte sich ganz besonders reichlicher Zündstoff angesammelt, wie aus den im 1. Kapitel angeführten Beispielen aus der Leidensgeschichte der Kemptener Bauern zur Genüge hervorgeht. Schon 1492 war ein Aufstand ausgebrochen. Damals hatte man den Widerstand gewaltsam erstickt, aber an eine Besserung der bäuerlichen Mißstände nicht gedacht. Im Gegenteil, der Uebermut der Aebte hatte dieselben noch vermehrt. Kein Wunder, daß die Kemptener „Gotteshausleute“ im Allgäu die ersten waren, welche daran dachten, dem Beispiele der Stühlinger zu folgen. Am 1. Januar 1525 rotteten sie sich zusammen und verfaßten eine Beschwerdeschrift, welche uns ein treues Bild liefert von den Lasten und Bedrückungen, unter denen sie seufzten. Auf einem Tage zu Günzburg wurde darüber verhandelt, natürlich ohne Erfolg. Zu betonen ist wieder, daß weder in den Klageartikeln der Bauern, noch in den Antworten des Abtes irgendwie Bezug genommen ist auf die religiöse Frage.

Den Kemptenern folgten rasch nacheinander eine Anzahl anderer Gebiete. Zu Beginn des Jahres 1525 war

endlich das Feuer, das bisher langsam fortgeglommen, zur hellen Flamme ausgebrochen. Ganz Oberschwaben stand in Waffen, anfangs getrennt in einzelnen Bauerschaften, aber mehr und mehr bestrebt, sich zu einer großen Masse zusammenzuschließen. Mit den Kemptenern vereinigten sich zunächst die Unterthanen des Bischofs von Augsburg unter Dietrich Hurlemagen von Lindau. Ein zweiter größerer Haufe bildete sich aus den Bauern am Bodensee; ein dritter am Ried aus Unterthanen der Abtei Ochsenhausen, der Herrschaft Waldburg u. a. mit dem Sammelplatz Baltringen. Nicht alle schlossen sich den Rebellen freiwillig an. Dörfer, die nicht mitthun wollten, wurden mit Verwüstung und Brand bedroht; einzelnen Bauern, die den Beitritt weigerten, wurde ein Pfahl vors Haus gesetzt, zum Zeichen, daß der Inwohner ein öffentlicher Feind sei. —

Günstig für die aufständischen Bauern traf es sich, daß der schwäbische Bund, die einzige größere Macht in diesem Teile Deutschlands, im Februar und März verhindert war, sich gegen sie zu wenden. Herzog Ulrich hatte nämlich den geplanten Einfall in sein Land unternommen, unterstützt von den Eidgenossen und einem Bauernhaufen unter Führung des Hans Müller. Doch weder die ersteren, noch die letzteren hielten bei ihm aus. Die Bauern sahen bald ein, daß der Herzog doch nur eigensüchtige Pläne verfolgte. So hatte der schwäbische Bund zwar mit Ulrich leichtes Spiel. Aber inzwischen hatten die Bauern die Zeit benutzt und sich zu großen Massen vereinigt, denen selbst ein gewiegter Kriegsmann, wie Georg Truchseß von Waldburg, der Feldhauptmann des Bundes, in offener Schlacht nicht zu begegnen wagte. Daher entschloß sich der Bund vorläufig zu hinhaltenden Verhandlungen mit dem „Bauernparlament“ zu **Memmingen**, welches die drei großen Haufen der Allgäuer, Bodenseeer und Baltringer aus sich herausgesetzt hatten.

Um diese Zeit hatte nun auch die religiös-radikale Strömung mit wachsender Geschwindigkeit die soziale Erhebung durchdrungen und gekräftigt. Zwar lassen die vom 22. Februar 1525 datierten Artikel der Kislegger Bauern das Religiöse noch ganz unberücksichtigt. Aber die am 24. Febr. ausgegangenen Artikel der Memminger sind schon vollkommen

im Stile der berühmten 12 Artikel (siehe S. 27 ff.) abgefaßt. Gleiches gilt von den Langenerringer Artikeln vom 23. März. Jetzt sind die religiösen Schwarmgeister und die aufrührerischen Bauern den Bund eingegangen, von dem sich beide Teile Vorteil versprachen; erstere hofften ihre bedrängte Sache durch die Spieße der Bauern zum Siege zu führen, und letztere gewannen für ihre ökonomischen Forderungen eine anscheinend unwiderlegliche Begründung aus dem „göttlichen Recht", dem „Evangelium", der „heil. Schrift". Das wurden jetzt die allherrschenden Schlagworte. Früher beriefen sich die Bauern in ihren Beschwerden einfach auf Recht und Billigkeit, das natürliche Rechtsgefühl; jetzt werden alle Forderungen aus dem „im heiligen Evangelium ausgesprochenen göttlichen Recht" hergeleitet,

Als Hauptbeförderer dieser Verschmelzung des religiösen mit dem sozialen Element wird Christoph Schappeler, Prediger zu Memmingen, genannt. Derselbe hatte sich mit ganzer Seele der schweizerischen Reformation angeschlossen und wurde einer der gewandtesten, aber auch leidenschaftlichsten Bekämpfer der Papisten sowohl, wie auch der Bedrücker des armen Mannes. Es wird ihm eine glänzende Begabung und ein durchaus ehrbarer Lebenswandel nachgerühmt; dagegen habe es ihm an Charakterfestigkeit und sittlichem Mut gefehlt: er habe vorgezogen, das Feuer im geheimen zu schüren, statt offen und ehrlich seine Sache zu vertreten. In Memmingen führte er eine Neuerung nach der andern in raschester Folge ein. Bei kirchlichen Reformen blieb er nicht stehen. Aus der heiligen Schrift heraus ging er auch auf politische und soziale Neugestaltungen aus. So bekämpfte er hauptsächlich das Recht des Zehnten, das dem göttlichen Recht widerspreche. — Nähere Angaben über seine Stellung in dem ausbrechenden Bauernkrieg sind uns leider nicht erhalten. Direkten Anteil an der Bewegung scheint er seinem Charakter entsprechend, nicht genommen zu haben, obwohl er von dem guten Recht der Bauern überzeugt war. Es ist nicht nachzuweisen, daß er mit dem Memminger Bauernparlament in persönliche Berührung trat. Jedoch scheint von ihm wesentlich die Forderung ausgegangen zu sein, daß man

das „göttliche Recht“ sowohl der kirchlichen, als der weltlichen Neuordnung zu grunde legen müsse. Anzunehmen ist ferner, daß er durch seinen Freund und Schüler Sebastian Lotzer, der Feldschreiber beim Baltringer Haufen wurde, großen Einfluß auf die Bauern übte. Ob freilich der Gedanke Lotzers, den apostolischen Kommunismus zu erneuern, von Schappeler ausging, ist nicht wahrscheinlich, wohl aber das Bestreben Lotzers, die Allgäuer, Bodenseeer und Baltringer zu einer großen „christlichen Vereinigung“ zusammen zuschließen, mit dem Zweck, „das Evangelium zu erhöhen und das göttliche Recht zu handhaben.“

Die bedeutsamste Rolle im Bauernkrieg spielt aber Schappeler als Verfasser der berühmten

Zwölf Artikel.

Urkundlich zuerst tauchen dieselben auf gegen Ende März in den Verhandlungen der vereinigten Bauerschaft Schwabens mit dem schwäbischen Bund. Die Artikel bildeten die Grundlage der Beratungen des Memminger Bauernparlamentes und galten als die Richtschnur, nach der das Verhältnis zwischen Herren und Bauern zu ordnen sei. Im Druck verbreiteten sie sich im Fluge über ganz Deutschland. Zunächst das Programm der oberschwäbischen Bauern, verschafften sie sich auch in den bald nachfolgenden andern Aufständen allgemeine Geltung.

Der Inhalt dieser „Gründlichen und rechten Hauptartikel aller Bauerschaften und Hintersassen der geistlichen und weltlichen Oberkeiten“ ist folgender:

Die Vorrede legt zunächst Verwahrung dagegen ein, daß „viele Widerchristen“ die allerorts ausgebrochenen Empörungen als die Früchte des neuen Evangeliums hinstellen. Gegen dies „gottlose und freveliſche Urteil“ sei zweierlei zu sagen: 1. daß das Evangelium nicht zu Aufruhr und Empörung führe, sondern nichts denn „Lieb, Fried, Geduld und Einigkeit“ lehre; 2. daraus folge, daß die Bauern, die „solch Evangelium zu Lehre und Leben begehren“, keine Aufrührer seien. Die nachfolgenden Artikel seien rein auf Grund des Evangeliums gestellt.

1. Artikel. — Jede Gemeinde soll das Recht haben, einen Pfarrherrn selbst zu erwählen und, falls er sich

ungebührlich hält, ihn auch wieder zu entsetzen. Der erwählte Pfarrherr soll „das heilige Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz“. Solcher Pfarrer sei ihnen nötig, um den wahren Glauben zu verkünden; denn „es steht klärlich in der Schrift, daß wir allein durch den wahren Glauben zu Gott kommen können und allein durch seine Barmherzigkeit selig müssen werden.“

2. **Artikel.** — Obwohl der Zehnte nur im alten Testament stehe, welches doch im neuen alles erfüllt sei, so wollten sie doch den großen Kornzehnten geben. Davon sollte der Pfarrer besoldet, und das Uebrige zur Unterstützung der Bedürftigen, sowie bei außerordentlichen Landessteuern verwandt werden. Aber den kleinen und den Viehzehnten wollten sie nicht mehr entrichten. Gott habe dem Menschen das Vieh frei erschaffen.

3. **Artikel.** — Bisher habe man sie als „eigene Leute“ gehalten, „welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus alle mit seinem kostbarlichen Blutvergießen erlöst hat, den Hirten gleich wohl, als den Höchsten, keinen ausgenommen“. Die Schrift lehrt, daß sie alle frei sein sollten; jedoch wollten sie keine Freiheit in fleischlichem Mutwillen, sondern der gottgesetzten Obrigkeit wollten sie in allen ziemlichen und christlichen Sachen gehorsam sein.

4. **Artikel.** — Sie beanspruchen das Recht, Wildpret, Vögel und Fische zu fangen, nach 1. Mos. 1, 28. 30. Es sei unbrüderlich, eigennützig und wider Gottes Wort, daß die Herren ihnen dieses Recht genommen und sogar zu ihrem Vergnügen das Wild hegten und ruhig zusähen, wenn es der Bauern Felder verwüste.

5. **Artikel.** — Die Waldungen, welche geistliche und weltliche Herren sich angeeignet, ohne sie durch Kauf erworben zu haben, sollen Gemeindeeigentum werden. Jeder Bauer solle seinen Bedarf an Brenn- und Bauholz mit Einwilligung des Gemeindevorstandes unentgeltlich daraus beziehen können.

6. **Artikel.** — Die täglich zunehmenden Frohndienste sollen bis auf ein erträgliches Maß eingeschränkt werden.

7. **Artikel.** — Die notwendigen Dienste wollen sie den Herren wohl leisten; doch verlangen sie erstens dafür

Entschädigung, und zweitens, daß diese Dienstleistungen so gelegt werden, daß sie den Bauern nicht in seiner eigenen Wirtschaft zurückbrächten.

8. Artikel. — Die Gülten, die bisher auf den Gütern der Bauern unerträglich gelastet, sollen nach Veranschlagung ehrbarer Leute nach Billigkeit festgesetzt werden.

9. Artikel. — Gerichtliche Strafen sollen nicht mehr nach Willkür, sondern nach altem geschriebenem Gesetz auferlegt werden.

10. Artikel. — Wiesen und Aecker, welche sich die Herren ohne rechtlichen Kauf angeeignet, sollen Gemeindeeigentum werden.

11. Artikel. — Die Abgabe, Todfall (siehe S. 10) genannt, soll ganz abgeschafft werden, denn es ist eine gottwidrige Beraubung der Witwen und Waisen.

12. Artikel. — Diejenigen vorstehender Artikel, welche als dem Wort Gottes nicht ensprechend nachgewiesen würden, sollen „von Stund an ab und tot“ sein. Andrerseits aber, wenn sich nach der Schrift noch andre Artikel fänden, die wider Gott und eine Beschwerung des Nächsten seien, so wollten sie auch diese mit Fug und Recht geltend machen. —

Man kann nicht leugnen, daß diese Artikel sehr geschickt und nach Inhalt und Form maßvoll abgefaßt sind. Jeder Radikalismus, besonders die vielfach verbreiteten kommunistischen Ideen, sind sorgfältig vermieden. Nach unsern Begriffen müssen wir die aufgestellten Forderungen durchweg für recht und billig halten, wie denn auch heutzutage vieles von dem, was die Bauern in diesen Artikeln begehren, Thatsache geworden ist.

Bezeichnend für das ganze Wesen des Bauernkriegs ist die Vermischung von geistlichen und weltlichen Dingen und die Herleitung der letzteren aus ersteren (vgl. bes. Art. 2 und 3). Zahlreiche Bibelstellen sind zur Begründung der sozialen Forderungen beigefügt. Die 12 Artikel bilden den Ausdruck für jene nun zur Reife gediehene Vereinigung der beiden ursprünglich selbständigen Strömungen, der schwarmgeistigen und der sozialen Bewegung.

Die geschickte Voranstellung der religiösen Forderungen neben dem maßvollen Ton, der anscheinend ernst christliche

Geist, das Bekenntnis zur Rechtfertigung allein durch den Glauben — das alles hatte offenbar den Zweck, der Sache der Bauern neue Gönner und Freunde unter den Anhängern der Reformation zu werben. Vor allem hatte man es auf Luther abgesehen, den Mann, der wie kein andrer die Sympathien des deutschen Volkes besaß. Gelang es, ihn und seine Freunde für die Sache der Revolution zu erwärmen, so hatten die Bauern einen gewaltigen Vorkämpfer, dessen mächtiges Wort ein nicht zu unterschätzender Hebel der Bewegung werden konnte. Deshalb erließen die Bauern neben den 12 Artikeln noch eine andre kleine Schrift, in welcher sie außer andern angesehenen Predigern der Reformation namentlich Luther aufforderten, über ihre Sache nach göttlichem Recht zu entscheiden.

Hier ist nun der Zeitpunkt gekommen, an dem Luther handelnd in dem Drama des Bauernkrieges auftreten und es sich entscheiden mußte, welche Stellung die Reformation zu der Revolution einnehmen wollte.

Zugleich schließt hiermit die erste Periode des Bauernkriegs ab. Es war die Zeit der langsamen äußern Ausdehnung, welche Hand in Hand ging mit der allmählichen inneren Kräftigung durch Verbindung mit dem religiösen Radikalismus. Der endgiltige Vollzug dieser Verbindung, wie er sich in den 12 Artikeln ausprägt, bildet den Schluß dieser Periode. Das bisher vom Aufruhr ergriffene Gebiet umfaßt Oberschwaben, den Breisgau und benachbarte Teile im südlichen Baden, sowie das Elsaß. Die Aufständischen haben sich bisher (Ende März 1525) noch nicht mit Gewaltthätigkeiten und Greuelthaten befleckt, ganz vereinzelte Ausnahmen abgerechnet. Sie haben sich nur zu größern Massen vereinigt und eine drohende Stellung den Herren gegenüber eingenommen, um ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Sie hoffen noch, gestützt auf das göttliche Recht, auf dem Wege des Vergleichs ohne Blutvergießen ihre Zwecke zu erreichen.

3. Kapitel.

Luthers Stellung in den ausbrechenden Wirren.

Münzers Umtriebe in Sachsen und Thüringen. — Luthers Schrift: „Ermahnung zum Frieden."

Schon seit mehreren Jahren hatte sich Luther mit trüben Ahnungen kommenden Unheils getragen. Die soziale Gährung, die mehr und mehr zum Ausbruch drängte, konnte seinem hellblickenden Auge nicht verborgen bleiben. Obwohl sein Werk nur auf die Reformation der Kirche gerichtet war, kam er darum als deutscher Mann, der ein Herz hatte für sein Volk und Vaterland, hin und wieder auf Vorschläge zur Besserung auch weltlicher Mißstände. Schon 1519 hatte er einen „Sermon über den Wucher" veröffentlicht. In der Schrift „an den Adel" (1520) rügt er unter Nr. 27 einige „weltliche Gebrechen", wie den Zinskauf, Luxus und Genußsucht, die großen Handels- und Preissteigerungsgesellschaften. 1524 erschien ein neues Schriftchen: „Von Kaufshandlung und Wucher".

Daneben hörte er nicht auf, vor jedem Aufruhr wider die von Gott verordnete Obrigkeit zu warnen. Besonders bemerkenswert ist die Schrift: „Von weltlicher Oberkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" (1523), in welcher er das Recht und die Schranken der Obrigkeit des Näheren darlegt. Die Obrigkeit sei eine göttliche Ordnung, welche die Aufgabe habe, mit dem Schwert das Recht zu wahren, bösen Werken zu wehren, die Frommen zu schützen. Dagegen warnt er die Obrigkeit vor Einmischung in Dinge des geistlichen Regiments Christi; über die Seele habe der Fürst keine Macht, diese stehe allein Gott zu. Auch Ketzereien, soweit sie nicht zu Gewaltthätigkeiten schreiten, dürfe die Obrigkeit nicht mit Gewalt unterdrücken, da es ein geistlich Ding sei; hier solle Gottes Wort streiten. Auf den eigentlichen Inhalt des weltlichen Regiments läßt er sich nicht weiter ein; das sei nicht seine, des Theologen, Sache. Aber er weist auf die Gährung im Volke hin, warnt und mahnt die Fürsten, mit Vernunft zu regieren, sonst würde das Volk ihre Tyrannei und Mutwillen nicht

auf die Länge leiden. Er sieht ein Gottesgericht herannahen, in dem Gott die Sünden der Fürsten durch die Sünde des Volks, den Aufruhr, strafen werde. —

Die sittliche Berechtigung des weltlichen Regiments und zugleich die Scheidung zwischen Weltlichem und Geistlichem konnte Luther sich rühmen „klärlicher beschrieben" zu haben, als jemand vor ihm. Und diese Gedanken noch deutlicher hervorzuheben und immer wieder aufs neue zu predigen, dazu nötigten ihn die fortgesetzten Umtriebe der Schwarmgeister in Sachsen und Thüringen, vor allen des Thomas Münzer.

Münzer hatte sich in Alstedt, zu Kursachsen gehörig, als Prediger festgesetzt. Einen gleichgesinnten Genossen hatte er in Heinrich Pfeifer aus Mühlhausen gefunden. Sie predigten unter großem Zulauf des Volks gegen den Papst sowohl, wie gegen Luther, den „neuen Papst". Damit begnügte sich Münzer aber nicht. Er, der von Jugend auf einen Hang zu Verschwörungen hatte, arbeitete auch hier an einer geheimen Verbindung, nach seiner spätern gerichtlichen Aussage mit dem Zwecke, „daß die Christenheit sollte gleich werden, und daß die Fürsten und Herren, die dem Evangelium nicht wollten beistehen, sollten vertrieben und totgeschlagen werden. Ihr Artikel sei gewesen: omnia simul communia, alle Dinge sollen gemein sein und sollen jedem nach Notdurft ausgeteilt werden. Und welcher Fürst, Graf oder Herr das nicht thun würde, denen soll man die Köpfe abschlagen oder hangen." Aber vorderhand hielt Münzer zu offener Gewaltthat die Zeit noch nicht für reif.

Dennoch erkannte Luther die Gefahr, die von Alstedt her drohte. Ende Juli 1524 mahnte er in einem längeren Sendschreiben die Fürsten von Sachsen, auf den aufrührerischen Geist, der in Alstedt sein Wesen treibe, ein wachsames Auge zu haben.

Der Satan (so beginnt das Schreiben) suche mit allen Mitteln das heil. Gotteswort zu unterdrücken. Zuerst versuche er es mit Gewalt; wo das nicht helfe, „greift ers mit falschen Zungen, mit irrigen Geistern und Lehren an, auf daß, wo ers mit Gewalt nicht kann dämpfen, doch mit

List und Lüge unterdrücke." So gehe es auch jetzt. Papst und weltliche Mächte haben das Wort Gottes nicht dämpfen können, darum habe es der Satan mit dem anderen Mittel versucht und sich zu Alstedt ein Nest gemacht; „nu fähet er auch an mit falschen Geistern und Sekten." Dieser Alstedter Geist sei grundverschieden von dem seinen (Luthers), und er freue sich, daß dieser Geist ihm feindlich gesinnt sei. „Ich habe vernommen und aus ihren Schriften verstanden, als wollt derselbe Geist die Sache nicht im Wort bleiben lassen, sondern gedenke sich mit der Faust drein zu begeben und wolle sich mit Gewalt setzen wider die Oberkeit und stracks daher eine leibliche Aufruhr anrichten ... Was sollt der Geist wohl anfahen, wenn er des Pöbels Anhang gewänne!" Darum bitte und vermahne er die Fürsten „aus Schuld und Pflicht ordentlicher Gewalt solchem Unfug zu wehren und dem Aufruhr zuvorzukommen." Es müsse doch ein schlechter Geist sein, „der seine Frucht nicht anders beweisen kann, denn mit Kirchen- und Klösterzubrechen." Das könnten auch die allerärgsten Buben im Lande. Der Geist müsse sich prüfen lassen, ob er von Gott sei, das wolle aber jener Geist nicht. — Weiterhin stellt Luther die Regel auf: dem Wort sollten die Fürsten nicht wehren, aber Rotten und Aufruhr mit dem Schwerte niederschlagen. — Wenn Münzer, fährt er fort, sein Vorgehen gegen Bilder und Altäre mit dem alttestamentlichen Gebot Gottes an die Juden rechtfertige, so sei darauf zu erwidern, daß die alttestamentlichen Heiligen uns ein Vorbild des Glaubens, nicht der Werke seien; „denn sonst müßten wir uns auch lassen beschneiden und alle jüdischen Werke thun." Wenn wir Christen sollten Altäre und Bilder brechen, wie die Juden, so müßten wir auch, gleich den Juden, alle Ungläubigen töten und ausrotten. — Am Schluß des Schreibens betont Luther nochmals: „daß allein mit dem Wort in dieser (geistlichen) Sache gehandelt werden müsse, um Ursach der Aufruhr, dazu sonst Herr Omnes (der Pöbel) mehr denn zuviel geneigt ist, zu verhüten." — —

Neben Münzer arbeiteten andere, wie **Karlstadt** in Orlamünde und Jakob **Strauß** in Eisenach, am Umsturz der bestehenden Verhältnisse durch das Bestreben, bürgerliche

Bestimmungen des mosaischen Gesetzes ohne weiteres, weil es göttliche Gebote seien, auf die christlichen Staaten der Gegenwart anzuwenden. So forderte Strauß z. B. die Einführung des Jubeljahres (wie es 3. Mos. 25 beschrieben ist). — Luther setzte sich mit dieser falschen Gesetzlichkeit auseinander im ersten Teile der Schrift: „Wider die himmlischen Propheten“ (Ende 1524), die besonders gegen Karlstadt gerichtet war. Aus Anlaß der Bilderfrage kommt er auf die Geltung des alttestamentlichen Gesetzes unter Christen überhaupt. Nicht alles, sagt er, was Gott dort den Juden geboten, sei gleichermaßen Gottes Wille an alle Menschen; sondern nur das behalte auch für Christen seine Geltung, was im mosaischen Gesetz eins sei mit dem natürlichen, jedermann ins Herz geschriebenen Gesetz. „Darum lasse man Mosen der Juden Sachsenspiegel sein und uns Heiden unverworren damit, gleichwie Frankreich den Sachsenspiegel nicht achtet und doch im natürlichen Gesetz wohl mit uns stimmt.“ Gleichwohl war Luther nicht abgeneigt, manches, was zweckmäßig schien, aus Moses in die weltlichen Ordnungen aufzunehmen, wie z. B. das Jubeljahr. Aber solches sei nicht als unbedingtes göttliches Gebot anzusehen, sondern als eine vom Kaiser vorzunehmende Ordnung, gleichwie auch sonst ein Volk vom andern zweckmäßige Gesetze entlehne. —

Gefährlicher als Karlstadt und Strauß war und blieb der schwärmerischste aller Schwarmgeister, Münzer. Er drang immer mehr darauf, eine Gemeinde der Heiligen aufzurichten, die Guten scharf von den Bösen zu sondern. Er zog in der That die Folgerung aus dem alten Testament, die Luther in obigem „Sendschreiben“ noch als absurd hinstellte, daß man die Gottlosen mit dem Schwert ausrotten müsse.

In Alstedt wurde ihm indes bald das Handwerk gelegt. Anfangs August 1524 mußte er, nicht ohne Luthers Zuthun, die Stadt verlassen. Er begab sich mit seinem Freunde Pfeifer nach dessen Heimat, der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen, wo ihm der Boden schon bereitet war. Vergebens suchte Luther den Rat der Stadt durch ein Schreiben vom 14. August vor Münzer zu warnen. Der

Rat hatte nicht mehr die Macht, der treugemeinten Warnung Folge zu leisten und mußte, wenigstens eine Zeit lang, den Wühlereien Münzers Raum geben. Erst Ende September gelang es ihm, die Entfernung des Demagogen durchzusetzen. Nun machte letzterer einen Streifzug durch Süddeutschland, auf welchem er seinem Ingrimm gegen Luther durch mehrere Schmähschriften Luft machte. Der Titel der einen genügt, die Art derselben zu kennzeichnen: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit erklärter Weise durch den Diebstahl der heil. Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt hat." — Münzer kam auf seiner Reise auch in das vom Bauernaufruhr bereits ergriffene Gebiet. Wir haben schon gehört, wie er im Klettgau seinen Samen auszustreuen suchte. Hier reichte er auch den schweizerischen Gesinnungsgenossen die Hand.

Am 13. Dezember finden wir ihn, zusammen mit Pfeifer, wieder in Mühlhausen. Offener als früher begann er gegen Obrigkeit und Adel zu predigen, und begierig lauschte sein Anhang, der von Tag zu Tag wuchs. Der Rat war völlig machtlos; thatsächlich war Münzer Herr der Stadt. Unter seiner Führung begann man Kirchen und Klöster zu bedrohen und Bürger und Bauern planmäßig aufzuwiegeln. So bildete sich hier ein Herd des Aufruhrs, der nur auf das Heranrücken der im Süden ausgebrochenen Bauernerhebung wartete, um sich über ganz Thüringen zu verbreiten.

Unterdes hatte man auch in Wittenberg über die Vorgänge in Schwaben nähere Kunde erhalten. Anfangs April 1525 bekam Luther die 12 Artikel in die Hand, nebst dem „Zettel", worauf sich die Bauern auf seine Entscheidung beriefen. Er war nicht der Mann, mit seiner Meinung von der Sache lange hinter dem Berge zu halten. Eine Reise, die er am 16. April mit Melanchthon und Agrikola nach Eisleben zur Einrichtung einer Schule unternehmen mußte, hinderte ihn nicht, sofort die gewünschte Antwort zu erteilen. In Eisleben, nach alter Nachricht im Garten des Mansfeldischen Kanzlers Joh. Thür, begann er seine Schrift:

Ermahnung zum Frieden
auf die 12 Artikel der Bauernschaft in Schwaben.
Nicht lange nachher wird sie im Druck erschienen sein. Da diese Schrift die wichtigste Kundgebung Luthers über die Sache der Bauern ist und seine grundsätzliche Stellung zu der sozialen Frage seiner Zeit enthält, sei hier der Inhalt derselben ausführlicher dargestellt.

Am Kopf der Schrift steht als Leitwort die Stelle Psalm 7, 16 (17): „Sein Unglück wird auf seinen Kopf kommen und sein Frevel auf seinen Scheitel fallen."

In der Einleitung knüpft Luther an das Erbieten der Bauern in ihrem 12. Artikel an, besseren Unterricht gern und willig anzunehmen. Wenn das ihr Ernst sei, so hoffe er, es könne noch alles gut werden. Gleichwohl verhehlt er sich nicht, daß wohl von etlichen dies Erbieten nur „zur Farbe und Schein" geschehen sei. Aber da sie sich einmal auf sein Urteil berufen, so wolle er sie seine „freundliche christliche Meinung nach brüderlicher Liebe Pflicht" vernehmen lassen. Das sei um so nötiger, als diese Sache „beide, Gottes Reich und der Welt Reich" betreffe; „denn wo dieser Aufruhr sollt fort dringen und überhand nehmen, würden beide Reich untergehen, daß weder weltlich Regiment, noch göttlich Wort, sondern eine ewige Verstörung ganzes deutschen Landes folgen würde."

Nach diesen einleitenden Worten zerfällt die Schrift in drei Hauptteile.

1.

Zunächst redet Luther in kerniger, gedrungener Sprache den Fürsten, besonders den geistlichen, ins Gewissen. Ihnen sei die Hauptschuld des ganzen Aufruhrs beizumessen. Es sei die höchste Zeit, daß sie sich besserten. Es hülfe ihnen nichts, auch wenn sie die Bauern mit Gewalt unterdrückten; andre würden an ihrer statt wider die ungerechten Herren auftreten, denn „Gott will euch schlagen und wird euch schlagen."

„Es fahen etliche an und geben dem Evangelio die Schuld, sprechen: das sei die Frucht meiner Lehre. Nu, nu, lästert flugs, liebe Herren, ihr wollt nicht wissen, was ich gelehret habe, und was das Evangelium sei. Es ist

aber vor der Thür, der es euch lehren wird gar bald, bessert ihr euch nicht." Er ruft ihr eigenes Zeugnis an, daß er stets mit aller Stille gelehrt, heftig wider Aufruhr gestritten und zum Gehorsam, auch gegen tyrannische Obrigkeit, ermahnt habe. Von ihm komme dieser Aufruhr nicht, sondern von den „Mordpropheten", die ihm ebenso feind seien, wie den Herren. Denen habe er von Anbeginn ihres Wirkens widerstanden. Wenn nun der Teufel durch seine falschen Propheten den Pöbel erregt habe, so könne man doch nicht das Evangelium dafür verantwortlich machen. „Wenn ich Lust hätte — fährt er fort — mich an euch zu rächen, so möcht ich jetzt in die Faust lachen, und den Bauern zusehen, oder mich zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen, aber da soll mich mein Gott vor behüten, wie bisher."

Er bittet die Herren, diesen Aufruhr als Strafe des göttlichen Zorns anzusehen und demselben ein wenig zu weichen. „Einem trunknen Mann soll ein Fuder Heu weichen; wie viel mehr sollt ihr das Toben und störrige Tyrannei lassen und mit Vernunft an den Bauern handeln als an den Trunknen und Irrigen." Sie sollten nicht gleich mit Gewalt dreinfahren, sondern, um Schlimmeres zu verhüten, es zuvor mit Güte versuchen, seis auch, daß sie von ihren Vorrechten etwas einbüßten. Unter den 12 Artikeln seien etliche so billig und recht, daß sie den Fürsten vor Gott und der Welt den Glimpf nähmen. Jedoch seien die Artikel fast alle aus Eigennutz hervorgegangen. Diese müßten sie, die Herren, nun leiden, da sie damals seine Artikel, die er im Buch an den deutschen Adel gestellt, in den Wind geschlagen hätten. Der erste Artikel, Forderung der freien Predigerwahl, komme zwar auch aus Eigennutz, aber er enthalte doch etwas, was keine Obrigkeit ihren Unterthanen abschlagen solle, nämlich die Predigt des Evangeliums. Bezüglich der andern Artikel, „so leibliche Beschwerung anzeigen," beschränkt sich Luther darauf hinzuweisen, daß die Obrigkeit „nicht darum eingesetzt ist, daß sie ihren Nutz und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffe bei den Unterthänigen". —

2.

Soviel an die Adresse der Herren. Nun wendet sich Luther in längerer Auseinandersetzung an die Bauern. Diesen gegenüber schlägt er einen andern Ton an. Hatte er die Herren als Verstockte behandelt, so redet er zu den Bauern, wie er es oben ausgesprochen, als zu Verführten und Trunknen, überzeugt, daß bei ihnen ein zwar energisches, aber doch freundliches Wort mehr ausrichte, als Dreinschlagen.

Er giebt auch ihnen gegenüber zu, daß die Fürsten und Herren vielfältig unrecht an ihnen gehandelt. Aber weder dies, noch ihre große Macht gebe ihnen schon recht; sondern darauf komme es an, daß sie „gut Recht und Gewissen" hätten. Darum sollten sie wohl acht haben auf das, was sie unternähmen, und sich nicht von den Rotten- und Mordgeistern ins Schlepptau nehmen lassen. Er wisse wohl, daß manche Bauern, von den Mordgeistern vergiftet, ihn hassen und einen Heuchler nennen würden; aber es sei ihm genug, wenn er etliche Gutherzige, Rechtschaffene aus dem göttlichen Zorngericht rette; vor den andern fürchte er sich nicht, denn Gott, sein Schutz, sei noch viel mächtiger, als sie.

Vor allem warnt er nun die Bauern, sich eine „christliche Rotte oder Vereinigung" zu nennen. Gott habe den mit Strafe bedroht, der seinen Namen unnützlich führt, und er habe die Macht, diese Drohung auch auszuführen. Sie, die Bauern, seien aber solche, die Gottes Namen mißbrauchen; denn sie handeln unter Gottes Namen wider Gottes Gebot und Evangelium. Christus sagt: „Wer das Schwert nimmt, soll durchs Schwert umkommmen", und Paulus: „Eine jegliche Seele soll der Obrigkeit unterthan sein mit Furcht und Ehren". — Es sei auch keine Entschuldigung, daß die Obrigkeit böse und unleidlich ist; denn Gott verbiete, sich selbst rächen zu wollen. Auch das natürliche Recht spreche es aus, daß niemand sein eigener Richter und Rächer sein solle; wahr sei das Sprichwort: „Wer widerschlägt, der ist Unrecht". — So streite also der Bauern Vornehmen sowohl gegen göttliches, wie natürliches Recht. Sie müßten schon, um dennoch ihr Recht zu beweisen, „einen neuen sonderlichen Befehl von Gott

aufbringen, mit Zeichen und Wundern bestätigt". Sonst würde Gott sie gar greulich fallen und strafen lassen. „Ihr seht den Splitter in der Obrigkeit Auge, und sehet den Balken nicht in eurem Auge . . . die Obrigkeit thut Unrecht, das ist wahr . . . aber vielmehr thut ihr Unrecht, daß ihr Gottes Wort mit Füßen tretet und greift ihm in seine Gewalt und Recht; dazu nehmet der Obrigkeit ihre Gewalt und Recht auch, ja alles, was sie hat; denn was behält sie, wenn sie ihre Gewalt verloren hat . . . und ihr euch selbst zu Herren über sie machet?" Wenn ihr Beginnen recht wäre, so wäre es auch recht, wenn in ihrer eignen Mitte sich jeder wider den andern setzte und selbst an seinem Beleidiger Rache nähme, so daß in der Welt kein Ordnung noch Recht bleiben, sondern eitel Mord und Blutvergießen entstehen würde. Da die Bauern nicht einmal das natürliche, vernünftige Recht hielten, so müsse er sie für ärger halten, als Türken und Heiden, die doch wenigstens dies natürliche Recht beobachteten. Und es fehle viel, daß sie den christlichen Namen mit Recht führten. Das hätten ihnen die Mordpropheten vorgelogen, die durch die Bauern gern Herren der Welt werden wollten, ohne darnach zu fragen, daß sie Leib und Seele in zeitliche und ewige Gefahr brächten.

Wollten die Bauern wirklich, wie sie sich rühmen, Vertreter des göttlichen Rechts sein, wohlan, so sollten sie thun nach dem Wort Gottes: „die Rache ist mein" . . . und: „Seid unterthan nicht allein den guten Herrn, sondern auch den bösen" (1 Petr. 2, 18). Das Evangelium, das sie stets im Munde führten, lehre sie durch den Mund ihres obersten Herrn Christus: „Ihr sollt dem Uebel nicht widerstehen" (Matth. 5, 39 ff.) Der Apostel Paulus spricht: „Rächet euch selbst nicht", und er lobt die Korinther, daß sie gerne leiden, so jemand sie schlägt und raubt, dagegen straft er die, welche ums Gut rechten und nicht das Unrecht leiden. „Ja unser Herzog Christus spricht, wir sollen Gutes wünschen denen, die uns beleidigen, bitten für unsre Verfolger und unsre Feinde lieben . . . Dies seind unsre christlichen Rechte, lieben Freunde . . . Leiden, Leiden, Kreuz, Kreuz, ist der Christen Recht, das

und kein andres". — Dies christliche Recht legt Luther dann noch eindringlicher dar durch Beispiele aus der Schrift, insbesondre aus Christi Leidensgeschichte, und schließlich weist er auch auf sein eigenes Verhalten hin. Er habe nie das Schwert gezogen, noch Rache begehrt, keine Rotterei noch Aufruhr angefangen, und doch habe sein Evangelium trotz Papst und Kaiser immer weiter zugenommen. „Nu fallet ihr mir drein, wollet dem Evangelio helfen und sehet nicht, daß ihrs damit aufs allerhöchste hindert und verdrückt" . . . „Darum sage ich abermal, ich lasse euer Sachen sein, wie gut und recht sie sein kann: weil ihr sie aber selbst wollt verfechten, und nicht Gewalt noch Unrecht leiden, mögt ihr thun und lassen, was euch Gott nicht wehrt. Aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sage ich, den laßt stehen und macht den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedlichen, unchristlichen Fürnehmens. Den will ich euch nicht lassen noch gönnen, sondern mit Schriften und Worten euch abreißen nach meinem Vermögen, so lang sich eine Ader regt in meinem Leibe . . . Denn ihr fahret und thut unter des Evangelii Namen wider das Evangelium."

Wären sie rechte Christen, so würden sie auch die rechte christliche Weise, vom Unglück und Uebel los zu werden, gebraucht haben, nämlich Dulden und Gott anrufen. Statt mit Faust und Schwert zu drohen, sollten sie sich lieber zum Vaterunser halten. Solch' Gebet hätte ihnen mehr geholfen, und dazu hätten sie auch ein gut Gewissen und tröstliche Zuversicht. —

3.

Nach dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung geht Luther nun auf die 12 Artikel über und bespricht sie zunächst im allgemeinen.

Wenn sie auch alle nach natürlichem Rechte billig wären, so hätten sie doch das christliche Recht vergessen, nämlich Geduld und Gebet zu Gott. Der Verfasser der Artikel könne kein redlicher frommer Mann sein. Die biblischen Beweisstellen enthielten keine Begründung für

ihre Forderungen, sagten vielmehr das Gegenteil, daß man christlich leben und fahren solle. Es müsse wohl ein „rottischer Prophet" diese Artikel gestellt haben, der seinen Mutwillen durch die Bauern an dem Evangelium sucht.

Dann weist Luther den Widerspruch auf, in dem die Vorrede der Artikel zu der Bauern eignem Mund und Werk steht. Dort verwahrten sie sich dagegen, daß das Evangelium Aufruhr stifte, aber thatsächlich hätten sie sich doch empört und wolltens mit dem Evangelium beschönigen. — Die Vorrede behauptet ferner, daß die Bauern begehrten „nach dem Evangelium zu lehren und zu leben." Das sei nicht wahr, wie die Artikel selbst beweisen. Denn sie alle seien aus Eigennutz hervorgegangen; „sie setzen alle von weltlichen, zeitlichen Sachen, so doch das Evangelium sich weltlicher Sachen gar nichts annimmt, und das äußerliche Leben allein in Leiden, Unrecht, Kreuz, Geduld und Verachtung zeitlicher Güter und Lebens setzt." — Die Forderung der freien Predigt des Evangeliums giebt Luther als recht und billig zu, ja, er verschärft sie noch. Aber, fügt er hierzu, daraus folge nicht, daß man sich mit Gewalt wider die Obrigkeit setze, die das Evangelium hindert. Dieses sei an keinen Ort gebunden. Wohl können einzelne Herren in ihren Gebieten dem Worte wehren, aber man brauche ja nicht an solchem Orte zu bleiben, sondern dem Evangelium an einen andern Ort nachlaufen. „Es ist nicht not, daß du nun um des Evangelii willen auch die Stadt oder den Ort einnehmest, sondern laß dem Herrn seine Stadt und folge dem Evangelio: so leidest du, daß man dir Unrecht thue, und leidest doch zugleich nicht, daß man dir das Evangelium wehre ... Solches hat auch Christus gelehret Matth. 10, 23.... Wie reimet sich nun bisher euer Fürnehmen, die ihr Städt und Ort einnehmet, die nicht euer sind? ... Was sind mir das für Christen, die ums Evangelii willen Räuber, Diebe, Schälke werden und sagen darnach, sie seien evangelisch?!" —

Im einzelnen erörtert Luther von den 12 Artikeln die drei ersten.

1. Betreffs freier Predigerwahl. Im allgemeinen erkennt Luther die Berechtigung dieser Forderung

an, schränkt sie aber ein. Wenn die Pfarrgüter von der Obrigkeit kommen und nicht von der Gemeinde, so habe die Obrigkeit auch das Recht, den Pfarrer einzusetzen. Die Gemeinde habe also in diesem Falle den gewünschten Pfarrer von der Obrigkeit zu erbitten. Will die Obrigkeit diesen nicht, so möge die Gemeinde einen eignen Pfarrer wählen, denselben aber von ihren eignen Gütern nähren, oder von der Obrigkeit das Pfarrgut auf dem Weg des Rechts erlangen. Und wenn schließlich die Obrigkeit den von der Gemeinde erwählten und ernährten Pfarrer nicht leiden wolle, so möge sie ihn an einen andern Ort fliehen lassen und selbst mit ihm fliehen, wie Christus lehrt.

2. Betreffs des Zehnten. „Dieser Artikel ist eitel Raub und öffentliche Strauchdieberei." Er verletze das bestehende Recht der Obrigkeit, von ihren Unterthanen Steuern zu erheben.

3. Betreffs der Leibeigenschaft. Die Berufung auf die Befreiung durch Christi Blut weist Luther als unbefugte Vermengung der christlichen, geistlichen mit der fleischlichen Freiheit zurück. Ein Leibeigener könne wohl christliche Freiheit haben, gleich wie ein Kranker oder Gefangner, ohne zugleich äußerlich frei zu sein. Der Artikel sei „räuberisch", da die Bauern ihren Leib den Herren, deren Eigentum er geworden, stehlen wollten. „Es will dieser Artikel alle Menschen gleich machen und aus dem geistlichen Reich Christs ein weltlich, äußerlich Reich machen; welches unmöglich ist." Denn im Reiche Christi gebe es keinen Unterschied der Personen, aber ein weltlich Reich könne nicht stehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen.

Bezüglich der übrigen Artikel, als die lediglich weltliche Dinge behandeln, weist Luther jede Beurteilung seinerseits ab. Das gehöre vor die Rechtsverständigen. „Denn mir, als einem Evangelisten, nicht gebührt, hierinnen urteilen und richten. Ich soll die Gewissen unterrichten und lehren, was göttliche und christliche Sachen betrifft ... Derhalben die Bauernschaft hierinnen billig den christlichen Namen auch sollt in Frieden lassen und handeln unter dem Namen, als die gern menschlich und natürlich Recht wollten haben." —

Als Schluß der ganzen Schrift folgt nun noch eine

„Vermahnung beide an die Oberkeit und Bauerschaft.“ Bei beiden Teilen handle es sich nicht um eine christliche Sache, sondern um weltlich Recht und zeitlich Gut. Beide Teile seien im Unrecht und handeln wider Gott. Dies weist Luther noch einmal kurz nach, mit dem Ergebnis: „Kurzum, beiden, Tyrannen und Rotten ist Gott feind. Darum hetzt er sie aneinander, daß sie beidesteils schändlich umkommen.“ — Weiterhin führt er dann den streitenden Parteien vor Augen, welch unsägliches Elend aus ihrem Zwiespalt für sie selbst und für Deutschland entstehen werde, wenns wirklich zum Kampf und Blutvergießen komme. Darum mahne er sie, da es noch Zeit sei, durch rechtlichen Vertrag den Streit beizulegen. Er macht den Vorschlag, Abgeordnete aus dem Adel und den Städten zu erwählen, die die Sachen freundlicher Weise handeln und stillen sollen. (Auffallend, daß Luther in diesem Schiedsgericht keine Bauern haben wollte; er hielt sie wohl nicht für befähigt und genügend rechtsverständig, um an einer rechtlichen Neuordnung der Dinge teilzunehmen). — Noch einmal mahnt er zum Schluß, beide Parteien, da sie im Unrecht seien, möchten von ihren Forderungen etwas nachgeben. „Wohlan, so schließt er, ich habe, als mir mein Gewissen Zeugnis giebt, euch allen christlich und brüderlich genug geraten. Gott gebe, daß es helfe. Amen!

Soweit diese in ihrer Art wahrhaft klassische Schrift, das Wort eines freien Mannes, gleich weit entfernt von Menschenfurcht, wie von Menschengefälligkeit. Hatten die Bauern gehofft, den einflußreichen Reformator in ihre Bewegung hineinzuziehen, diese Schrift bewies ihnen, daß dieser Mann sich durch ihre große Macht keineswegs imponieren ließ und nicht gesonnen war, von seinem Standpunkt auch nur ein Haar breit zu weichen. So wenig er sich vor einigen Jahren durch Sickingen und die Ritter zur Vermischung der reformatorischen Sache mit politischen Unternehmungen verleiten ließ, so wenig konnte ihn die scheinbar für seine Lehre eintretende Bauernbewegung in seinen Grundsätzen wankend machen. Klar und scharf hat

er in seiner Schrift den Unterschied von Reformation und Revolution hervorgehoben. Geistliches und Weltliches dürfen nicht miteinander verquickt werden; die Freiheit, die das Evangelium predigt, ist die geistliche, die Freiheit der Kinder Gottes; die äußerliche Freiheit von Leib und Gut ist etwas ganz anderes.

Der Streit zwischen Fürsten und Bauern betraf weltliche Dinge, die mit dem Christentum an sich nichts zu thun haben. Luther befaßt sich damit nur, einmal, weil die Bauern von ihm aus Gottes Wort belehrt sein wollen, und dann, weil sie unberechtigter Weise ihrer weltlichen Angelegenheit ein christliches, evangelisches Mäntelchen umgehängt haben. Dies letztere ihnen abzureißen, faßt Luther, wie wir gesehen, als seine Hauptaufgabe.

Auf die sozialen Forderungen selbst geht er wenig ein, und wo er es thut, zeigt es sich, daß er dieser Frage als einer ihm fern liegenden nicht mit voller Klarheit und Sachkenntnis gegenübersteht. Es ist und bleibt auffallend, daß er die Forderung der Bauern, von der Leibeigenschaft und den damit verbundenen übermäßigen Lasten befreit zu werden, so kurz von der Hand weist. Daß die Bauern nicht mehr leibeigen sein wollen, nennt er ein „räuberisches“ Vorgehen, das „stracks wider das Evangelium“ sei.

Aehnlich wie er, sprachen sich auch andere Männer der Reformation aus. Besonders herb rechtfertigte Melanchthon die Leibeigenschaft in einem Gutachten, das er auf die Aufforderung des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz über die 12 Artikel schrieb. Er beruft sich sogar auf das den Bauern so feindliche römische Recht und versteigt sich schließlich zu der Aeußerung: „Die Deutschen seien immer ein so ungezogenes, mutwilliges, blutgieriges Volk gewesen, daß man sie billig noch viel härter halten solle.“ Doch fügt er auch noch Ermahnungen an die Fürsten zum Maßhalten und zur Milde hinzu.*)

Es ist klar, daß die Reformatoren, mit ganzer Seele

---

*) „Melanchthon als Stubengelehrter, entfremdet den materiellen Bedürfnissen des gemeinen Volks, zeigte sich von Anfang an aristokratischer als Luther“ (Hagenbach).

den kirchlichen Reformen zugewandt, in politischen und sozialen Dingen noch ganz in den hergebrachten Formen und Verhältnissen befangen waren. Und als sie genötigt wurden, sich damit zu beschäftigen, zeigte es sich, daß sie hier auf einem fremden Boden sich bewegten. Das hat Luther gefühlt, wenn er sagt, ihm als Theologen gebühre nicht, über diese sozialen Verhältnisse zu urteilen; das sei Sache der Rechtsverständigen und Staatsmänner. Sein scharfer Blick erkannte, daß das Christentum als solches in den wirtschaftlichen Fragen direkt nicht mitzureden hat, daß seine Aufgabe vielmehr ist, zur Besserung der sozialen Mißstände die sittlichen Kräfte darzubieten, eine christliche Sittlichkeit zu erwecken und zu verbreiten. Wurden die in seiner Schrift von der „Freiheit eines Christenmenschen" ausgesprochenen Gedanken in richtigem Verständnis Gemeingut, so mußte die daraus entspringende Reform des geistlichen Lebens unbedingt auch auf das leibliche bessernd zurückwirken. — Luther nimmt zur Leibeigenschaft eine ähnliche Stellung ein, wie Paulus der Sklaverei seiner Zeit gegenüber. Mit Paulus ermahnt Luther die Knechte zum Gehorsam und zum Dulden. Und doch entzieht er zu gleicher Zeit durch Verkündigung der christlichen Grundsätze, wie Paulus der Sklaverei, so er der Leibeigenschaft den Boden. Aber er forderte und wünschte auch nicht eine mit einem Schlage zu bewerkstelligende Reform. Er übersah die Schwierigkeiten nicht, die eine Umwälzung der bestehenden Rechtsverhältnisse, die doch die Grundlage für die wirtschaftliche Existenz vieler Herrschaften, ja auch für die der Hörigen bildete, mit sich führen mußte.

4. Kapitel.

Weitere Entwickelung der Revolution.

Der Aufstand in Franken. — Reichsreformpläne.

Luthers „christlich und brüderlich treuer Rat," die Ermahnung zum Frieden kam zu spät. Schon vor ihrem Erscheinen war die Bauernbewegung in ein neues Stadium getreten, dergestalt, daß eine friedliche Beilegung der Zwistig-

keiten, in Luthers Sinne, in die weiteste Ferne gerückt ward.

Die Verhandlungen des Memminger Bauernparlamentes mit dem schwäbischen Bund hatten sich zerschlagen. Von seiten des letztern waren sie ohnehin nicht ehrlich gemeint gewesen. Er hatte sie nur angeknüpft, um Zeit zu gewinnen. Als der Bund nach Verjagung des Herzogs Ulrich wieder freie Hand bekommen hatte, rüstete er mit Macht gegen die rebellischen Bauern. Unter diesen hatten inzwischen die Radikalen das Uebergewicht über die gemäßigter Gesinnten gewonnen. Zu Memmingen faßte man den Beschluß, da gütliche Verhandlungen nicht zum Ziele führten, mit den Waffen die Forderungen der 12 Artikel durchzusetzen und zugleich Rache zu nehmen an den Peinigern. Einer der Rädelsführer sagte in seinem späteren Verhör aus: „die zu Memmingen hätten beschlossen, die Stände des Bundes zu vertreiben, auch alle Klöster und den gemeinen Adel zu vertilgen und zu verderben."

Von Tag zu Tag wuchsen die Scharen der Empörer, wodurch ihre Siegeszuversicht nicht wenig gestärkt wurde. Nicht nur Bauern waren es, die sich unter der Fahne der Revolution sammelten. Auch manche der kleineren freien Städte schlossen sich, teilweise dazu gezwungen, entweder ganz den Bauern an, oder lieferten Waffen und Lebensmittel. Herrenlose Landsknechte, durch die Aussicht auf gute Beute verlockt, strömten zahlreich herzu; zugleich schieden viele Landsknechte aus dem Dienst des schwäbischen Bundes, „weil sie nicht wider ihre Brüder fechten wollten."

Auch räumlich dehnte sich seit Ende März der Aufruhr mit reißender Geschwindigkeit aus. Der Stühlinger Hans Müller zog an der Spitze seiner Anhänger, angethan mit rotem Mantel und rotem Barett, von Ort zu Ort, ließ die 12 Artikel verlesen und forderte zur Annahme derselben auf. Wer sich nicht anschließen wollte, wurde mit dem „weltlichen Bann" bedroht, mit dem die Adligen, die Mönche und Pfaffen bereits belegt seien. — An der Donau wurde Leipheim der Mittelpunkt der Bewegung. Bald stand ganz Schwaben in Flammen. Gegen 300 000

Mann (wohl übertrieben) sollen hier in das Bündnis der Aufrührer eingeschrieben gewesen sein.

Anfangs April begann man allerorts angreifend vorzugehen. Schlösser, Kirchen und Klöster wurden geplündert und zerstört. Besonders heftig wüteten die Bauern in den Besitzungen derjenigen Herren, die sich durch Bauernschinderei hervorgethan hatten', so in den Abteien Kempten und St. Blasien.

Gleichzeitig griff die Revolution auch nach Franken hinüber. Schon am 24. März waren in Rotenburg a. d. Tauber Unruhen ausgebrochen. Die Bauern der Rotenburger Landwehr (d. h. des städtischen Gebiets, welches durch Befestigungen eingeschlossen war) rotteten sich zusammen und suchten in benachbarten Herrschaften Bundesgenossen. Mit ihnen war ein bedeutender Teil der Bürgerschaft im Einverständnis. — Um diese Zeit befand sich Karlstadt in Rotenburg. Ob und wieweit er sich in das politisch-soziale Treiben hat hineinziehen lassen, ist zweifelhaft. Er vertrat eigentlich nur einen auf das religiöse Gebiet beschränkten Radikalismus. Wir wissen von ihm, daß er in Orlamünde einmal Münzers politisch-soziale Umsturzideen scharf zurückgewiesen hat. Auch in Rotenburg predigte er keinen Aufruhr gegen die Obrigkeit, sondern richtete seine Worte nur „wider das Sakrament des Leibs und Bluts Christi und wider die Bilder der Heiligen.“ Jedoch scheint es seiner Wirksamkeit wesentlich zuzuschreiben zu sein, daß der Rotenburger Aufruhr von vornherein einen religiösen Anstrich bekam. An die Spitze der Aufrührer trat als geschickter und energischer Führer Karlstadts Gönner, der Junker Stephan von Menzingen. Ende März stürzte er das städtische Regiment, und bald darauf wurde auch der katholische Gottesdienst abgeschafft. Karlstadt mußte indes bald die Stadt verlassen. Bei den Bauern scheint er nie in großer Gunst gestanden zu haben; mehrfach wird berichtet, daß sein Leben von den Bauern bedroht wurde.

Die Rotenburger sahen bald ringsumher in Franken Verbündete, die gleichfalls das Banner der Empörung entrollten. Vom Odenwald her wälzte sich der „helle

Hause des Odenwalds und Neckarthals", der bald durch seine Thaten das berüchtigtste aller Bauernheere werden sollte. An seiner Spitze stand der Gastwirt Georg Metzler. Ein Teil des Heeres, die „schwarze Schar", die sich vor den andern Haufen vorteilhaft durch kriegerische Haltung und Uebung unterschied, stand unter dem Kommando des fränkischen Ritters Florian Geyer von Geyersberg, der in idealem Streben für Freiheit und Gleichheit sich freiwillig den Bauern als Bruder angeschlossen hatte. Er ist eine der interessantesten Figuren des Bauernkriegs, vielleicht der edelste Charakter unter den vielfach sittlich recht bedenklichen Bauernführern. Der oberste geistige Leiter des Odenwalder Heeres war Wendel Hipler, weiland hohenlohescher Kanzler, ein feiner, kluger Kopf, der sich mit weit ausschauenden Plänen trug. Mit Wort und Schrift hatte er die Revolution gefördert und geheime Gesellschaften gestiftet. Jetzt hielt er in seiner Eigenschaft als oberster Feldschreiber der Bauern alle Fäden des Aufruhrs in seiner Hand.

Raubend und plündernd drang der „helle Hause", auch das „evangelische Heer" genannt, vor. Rauchende Burg- und Klosterruinen bezeichneten seinen Weg. Eine Anzahl regierender Herren, wie die Grafen von Hohenlohe und die von Löwenstein, wurden zur Annahme der 12 Artikel und zum Eintreten in den Bund gezwungen. Einige kleinere Städte wurden erobert und gleichfalls zum Anschluß genötigt.

Am 16. April, es war gerade Ostersonntag, belagerte das Bauernheer die Stadt Weinsberg an der württembergischen Grenze. Hier befehligte der Graf von Helfenstein eine kleine Besatzung von Rittern und Reisigen. Die Bauern waren durch Treulosigkeiten des Grafen, der während eines Waffenstillstandes Bauern hatte niederstechen lassen, erbittert. Zugleich hatten sie Kunde erhalten, daß in Schwaben eine (durchs Gerücht arg vergrößerte) Zahl ihrer Brüder, die gefangen genommen waren, wider alles Kriegsrecht hingemordet seien. Das alles entschuldigt zwar nicht, aber erklärt doch einigermaßen die nun folgenden Scenen, die „Blutrache von Weinsberg", die bekannteste und schrecklichste

Episode im Bauernkrieg. Die Stadt wurde trotz tapferer Gegenwehr des Grafen in kurzer Zeit erstürmt, wobei Florian Geyers schwarze Schar das Beste that; die Besatzung wurde zum Teil im Kampfe erschlagen, die übrigen Ritter und Knechte, nebst dem Grafen Helfenstein und dessen Frau und Kind gefangen genommen. Als nun die Oberführer beim Kriegsrat saßen, geschah das Entsetzliche, das in ganz Deutschland Grauen erregte. Der Graf und seine Mitgefangenen wurden unter Hohn und Spott durch die Spieße gejagt und ihre Leichen in bestialischer Weise geschändet. Die Gräfin, eine (natürliche) Tochter des Kaisers Maximilian, mußte mit ihrem Kinde dem gräßlichen Schauspiel zusehen und sich die gröbsten Beleidigungen und Mißhandlungen gefallen lassen. — Die obersten Leiter des Bauernheeres hatten ihre Genehmigung zu der Bluthat nicht gegeben; überhaupt wußte kaum der zehnte Teil der Bauern darum. Es war ein Akt der Willkür eines Unterführers, des Jäcklein Rohrbach, der durch diese Mordthat eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Die bessern Elemente unter den Hauptleuten mißbilligten entschieden die That. Florian Geyer trennte sich von Stund an mit seiner Schar von dem „hellen Haufen“ und ging seine eignen Wege.

Von Weinsberg zog der helle Haufe nach Heilbronn, wo eine schon ausgebrochene Empörung ihm die Einnahme leicht machte. Der Rat mußte sich zur Annahme der 12 Artikel bequemen und dem Bund der Bauern beitreten. Auf die Kunde hiervon fiel sofort die benachbarte Stadt Wimpfen den Bauern zu.

Am 22. April brach der Haufe, verstärkt durch Zuzügler vom Neckar, Kocher und Jagst, von Heilbronn auf. Auf Wendel Hiplers Antrag wurde der fehdelustige Ritter Götz von Berlichingen, der sich schon früher angeboten, als oberster Heerführer angenommen. Der weitere Kriegsplan ging dahin, die Gebiete der geistlichen Kurfürsten am Rhein zu unterwerfen. Dort gährte es bereits allenthalben. In Frankfurt drang eine Revolutionspartei dem Rat eine Reihe von Zugeständnissen ab, ohne daß damit der Aufstand beigelegt wurde. Ebenso fanden im Kurmainzischen und Kurtrierischen Erhebungen statt, die den Franken die

Hand zu reichen bereit waren. Der helle Haufe nahm auch seine Richtung anfangs gegen Frankfurt. Nachdem er aber die 9 mainzischen Städte des Odenwaldes in die Verbrüderung aufgenommen, änderte er seinen Lauf. Den erzbischöflichen Statthalter in Aschaffenburg zwang er zu einem Vertrage, demgemäß das ganze Erzstift der Revolution zufallen sollte. Dann zog er gegen das Bistum Würzburg, das schon in vollem Aufruhr war.

Um diese Zeit war ganz Franken in den Händen der Aufständischen. Die einzelnen Haufen hatten sich untereinander zu einheitlicher Durchführung ihrer Pläne verbunden. Namentlich hatte auch die Rotenburger Empörung sich mit den Franken vereinigt, und die Stadt war feierlich auf 101 Jahre in den Bund aufgenommen worden.

Während die große Masse der fränkischen Bauern in ihrem Siegestaumel nur aufs Plündern und Zerstören bedacht war, hatten die errungenen Erfolge in den Köpfen der Befähigtern, die mit einem zielbewußten Streben sich der Revolution angeschlossen hatten, allerlei umfassende Pläne gezeitigt. Nicht blos dem Bauernstande, sondern dem ganzen deutschen Reiche sollte geholfen werden. Das Werk, welches die Fürsten auf vielen Reichstagen vergebens geplant, was einst Sickingen auf seine Weise mit der Ritterschaft durchzuführen gedachte, das sollte jetzt mit Hilfe der Bauernbewegung vollbracht werden: eine gründliche Reform des deutschen Reiches, und zwar gemäß dem „göttlichen Recht".

Schon 1523 war eine Flugschrift erschienen: „Deutscher Nation Notdurft", die den Namen des Kaisers Friedrich III. als Verfasser trug. Die darin niedergelegten Gedanken über eine gänzliche Umgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands bildeten die Grundlage zu den Reformplänen, mit denen sich die weiterblickenden Führer der fränkischen Bauern befaßten, wie der kluge Wendel Hipler und ein ihm ähnliches demagogisches Genie, Friedrich Weigand von Miltenberg. — Der wichtigste und interessanteste unter den auftauchenden Entwürfen einer Reichsreform ist die „Ordnung und Reformation zu Nutz, Frommen und Wohlfart aller Christenbrüder".

Darnach sollte zunächst die gesamte Bauernbewegung einheitlich organisiert und ihr eine Zentralleitung zu Heilbronn gegeben werden. Letztere stellt eine Art provisorischer Regierung dar, welche die neue Reichsverfassung ins Leben ruft. In 12 Artikeln giebt dann der Entwurf Vorschläge für die Neueinrichtung. Die Güter der geistlichen Fürsten sollten eingezogen werden; die Geistlichen nicht mehr zugleich auch weltliche Herrscher und Reichsstände sein, sondern ihres Amtes als Seelenhirten warten. Die weltlichen Fürsten und Herren sollten zwar ihre Besitzungen behalten, aber auf die Regalien (Hoheitsrechte), wie die direkten und indirekten Steuern verzichten. Damit wurden die Fürsten und Adeligen ihrer Selbständigkeit beraubt. Allein der Kaiser sollte Herr im Lande sein. Alle 10 Jahre sei ihm eine Steuer zu entrichten, während alle übrigen Steuern und Zölle wegfallen sollten. Besonderes Gewicht legt der Entwurf auf die Entfernung des römischen Rechts. Nach dem Muster der alten Volksgerichte sollte das ganze Gerichtswesen reformiert werden. Ferner sollten Städte und Gemeinden eine Reform nach göttlichem und natürlichem Recht erfahren, einheitliche Maße, Münzen und Gewichte eingeführt, die großen Handelsgesellschaften aufgehoben werden.

Daß dieser Entwurf nicht durchweg utopisch war, sondern manche fruchtbare, zukunftreiche Ideen in sich trug, beweist die spätere Geschichte. Damals freilich bedeutete seine Durchführung eine Umwälzung aller bestehenden Verhältnisse von grund aus. Dazu war aber die Zeit noch nicht reif.

Die Urheber derartiger Pläne glaubten jedoch die Erfüllung derselben in nicht weiter Ferne bewirken zu können, wenn sie die gewaltigen Fortschritte der Bauernbewegung ansahen. Hessen, Thüringen und Sachsen waren gleichfalls schon von der Erhebung erfaßt, in den österreichischen Vorlanden griff sie immer weiter um sich. In Tirol wurde Erzherzog Ferdinand zu weitgehenden Zugeständnissen genötigt. Der Tiroler Michael Geismeyr stellte ebenfalls einen Entwurf zu einer neuen politischen und sozialen Ordnung auf. Von dem fränkischen unter-

scheidet sich derselbe hauptsächlich in zwei Punkten: einmal dachte Geismeyr nur an einen Neubau innerhalb der engen Landespfähle; zu der Idee eines großen Einheitsstaates schwang er sich nicht auf; ferner forderte er eine Aufhebung aller Standesunterschiede, eine „ganze Gleichheit". — —

Die Aufstellung dieser und anderer Reformprogramme bildet den Abschluß des zweiten Stadiums der Revolution, in welchem der Schwerpunkt der Entwickelung in Franken liegt. Aber außerdem hatte sich der Aufruhr über ganz Oberdeutschland verbreitet und seine Ausläufer auch nach dem Westen und Norden entsendet. Das Verhalten der Bauern hat sich jetzt geändert. Während sie in der ersten Periode noch hofften, daß die Herren ihnen gutwillig ihre Forderungen zugestehen würden, waren sie nunmehr, als diese Hoffnung sich als eitel erwiesen, angriffsweise vorgegangen. Ihr Bestreben ging dahin, die festen Sitze der weltlichen und geistlichen Herren zu zerstören, das Regiment im Lande an sich zu bringen und mit Gewalt eine Neuordnung der Verhältnisse durchzusetzen. Durchweg vergriffen sich die Empörer noch nicht an Menschenleben. Nur die roheren Elemente unter ihnen schreckten in einzelnen Fällen, wie bei jener Weinsberger Bluthat, auch vor dem Blutvergießen nicht zurück.

5. Kapitel.

Der Aufstand in Thüringen und Sachsen. Luthers weiteres Verhalten.

Eine dritte Stufe erstieg die Volkserhebung in Thüringen. Zwar brach hier der Aufstand fast gleichzeitig mit dem in Franken aus, hatte aber ein anderes Gepräge als dort. Unter dem Einflusse Thomas Münzers überwogen die Beweggründe religiöser Schwärmerei weit die politischen und sozialen. Auch Münzer wollte ein neues Reich aufrichten, aber es sollte ein „Gottesstaat" sein. Ueber die 12 Artikel ging er weit hinaus. Denn Vergleiche und Verträge, wie sie die Artikel doch vorzugsweise erstrebten, paßten nicht in Münzers Pläne. Diese gingen auf ein

völliges Niederreißen des Bestehenden, auf dessen Trümmern ein neues geisterfülltes Gottesreich erstehen sollte, wie es das alte Israel abschattete. In dem neuen Reich sollten kommunistische Einrichtungen herrschen; alle Bürger desselben sollten Heilige sein, die Gottlosen mit dem Schwert ausgerottet werden. Wie überall, wo eine verzerrte Religion die treibende Kraft ist, wurde der Münzersche Bauernaufruhr der blutgierigste und fanatischste von allen. —

Münzer weilte noch immer in Mühlhausen. Im März wurde hier der alte Rat abgesetzt und aus Anhängern Münzers ein neuer „ewiger Rat" erwählt. Damit begann Münzer seine Ideen von einem „christlichen Regiment" in die That umzusetzen. Klöster und Stifter wurden eingezogen, die Mönche verjagt. Den Johanniterhof mit seinen Renten nahm Münzer für sich in Besitz, obwohl er sonst den krassesten Kommunismus predigte. Als er von den Erfolgen der schwäbischen und fränkischen Bauern hörte, hielt er die Zeit für gekommen, durch offenen Aufruhr seine Pläne in größerem Stile zu verwirklichen. Zuvor aber suchte er ein starkes Bauernheer um sich zu sammeln und sich mit den nötigen Kriegsgeräten zu versehen. Noch ehe er seine Rüstungen vollendet, drängte sein Genosse Pfeifer zum Losbruch. Gott habe ihm, sagte er, durch einen Traum angezeigt, er solle ausziehen und allen Adel verjagen. Er geriet darüber mit Münzer in Zwiespalt, denn dieser wollte erst warten, bis alle Bauern der Umgegend sich zu ihm geschlagen. Pfeifer ließ sich aber nicht halten, rückte mit einem Haufen ins Eichsfeld, plünderte und zerstörte Schlösser und Klöster. Reich mit Beute beladen kehrte er nach Mühlhausen zurück. Dieser Erfolg stachelte zu weiteren Unternehmungen an. Andere Bauernhaufen ergossen sich über die Grafschaften Mansfeld und Stolberg und die Gegend am Harz. Allein 40 Klöster sollen binnen 14 Tagen der Zerstörungs- und Raublust der Bauern zum Opfer gefallen sein.

Münzer verhielt sich immer noch abwartend. Sein Heer war ihm noch nicht stark genug, auch wollte er erst die fränkischen Scharen näher kommen lassen, um daran einen Rückhalt zu haben. Unterdeß erließ er mehrere auf-

reizende Briefe, um die noch Zögernden zu gewinnen. Ein Beispiel für die Art und Weise, wie er den Aufruhr predigte, ist sein Schreiben an die Mansfelder Bergleute. „Wie lange schlaft ihr und wollt Gottes Willen nicht thun? Fahet an, streitet den Streit des Herrn." Mit Hinweis auf die allerorts ausgebrochenen Aufstände ruft er ihnen zu: „Nun dran, dran, dran, es ist Zeit; die Böswichter sind frei verzagt wie die Hunde ... Lasset euch nicht erbarmen, ob auch der Esau gute Worte fürschlägt. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen ... Uns hat Gott dasselbige offenbart, was er durch Mosen befohlen hat 5. Mos. 7,16 („Du sollst sie nicht schonen") ... Reget an in Dörfern und Städten und sonderlich die Berggesellen ... Dran, dran, dran, weil das Feuer heiß ist. Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinkepank auf dem Ambos Nimrods, werft ihm den Turm zu Boden; es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen, dieweil sie über euch regieren. Dran, dran, dran! dieweil ihr Tag habt, Gott gehet euch vor, folget! Die Geschicht stehen beschrieben Matth. 24 erkläret. Dies saget Gott: ihr sollt diese große Menge nicht scheuen, es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit ... Ihr werdet sehen die Hilfe des Herrn über euch." Unterzeichnet ist dieser fanatische Aufruf: „Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen." —

Währenddessen war der Aufruhr auch in den kursächsischen Landen aufgeflackert. „Es geht hier übel und jämmerlich zu — berichtet der kurfürstliche Schösser zu Alstedt am 7. Mai an Spalatin — alle Klöster hierum sind verwüstet ... Es ist keine Herrschaft mehr hier angesehen, sondern eine große Verachtung ausgegossen ... es ist eine jämmerliche Sache, daß also viel Fürsten in diesem Lande sein sollen und keiner sein Schwert dagegen zücket ... Es liegen bei 6000 Mann hier 2 Meilen von Alstedt, die mehren sich alle Tage, reißen die Edelhöfe um, weil sie keine Klöster mehr haben ... Aber sie sind viel redlicher, denn Münzers Haufen, sie sind nicht so blutgierig als Münzer." — Wie schon aus diesem Schreiben zu er-

sehen, teilten nicht alle Bauern den Radikalismus und religiösen Fanatismus Münzers. In ihren öffentlichen Kundgebungen gingen sie, zum Teil wenigstens, nicht über die Forderungen der 12 Artikel hinaus.

Der Kurfürst Friedrich der Weise lag, als die Wirren unter seinen Unterthanen losbrachen, im Schloß Lochau auf dem Sterbebette. Den Bauern gegenüber war er stets sehr milde gestimmt gewesen, so milde, daß der Katholik Jörg von ihm behauptete, er habe dem drohenden Triumph der Rebellen mit Befriedigung entgegengesehen. In einem Briefe vom 14. April an seinen Bruder äußerte sich Friedrich über den Aufstand in Schwaben: „Vielleicht hat man den armen Leuten zu solchem Aufruhr Ursach gegeben und sonderlich mit Verbieten des Worts Gottes; so werden die Armen in viel Wegen von uns geistlichen und weltlichen Obrigkeiten beschwert. Gott wende seinen Zorn von uns ab. Will es Gott also haben, so wird es also hinausgehen, daß der gemeine Mann regieren soll; ist es aber sein göttlicher Wille nicht, wird es bald anders werden. Lasset uns Gott bitten um Vergebung unsrer Sünden und es ihm heimsetzen; er wird alles fein nach seinem Willen und Lobe schicken. Ich achte, daß E. L. und ich in der Sache, soviel möglich, müßig stehen.“ Doch spricht er am Schluß die Hoffnung aus, der schwäbische Bund werde die Bauern wohl zum Gehorsam bringen. — Als nun der Aufstand auch nach seinen Ländern hinübergriff, hoffte er noch mit Güte durchzudringen, so schmerzlich ihm die Rebellion seiner Unterthanen war. Auch Herzog Johann, sein Bruder, mußte sich zum Nachgeben bequemen. Er hatte vergeblich versucht, ein Heer auf die Beine zu bringen. Die Mannen, die er entboten, blieben zum Teil aus; ein Teil des Adels hatte, um Leib und Leben zu retten, zu den Bauern schwören müssen. Die benachbarten Fürsten konnten auch keine Hilfe leisten, da sie selbst in Bedrängnis waren. So erließ denn Johann, um die Bauern zu beruhigen, einen großen Teil des Zehnten, obgleich dadurch die fürstlichen Einkünfte stark geschmälert wurden. Kurfürst Friedrich erklärte sich mit dieser Maßregel einverstanden. „Gott wird es E. L. und mir ohne

Zweifel in andern Wegen reichlich und gnädig wieder erstatten.“ So schrieb er an seinen Bruder am 4. Mai, am Tage vor seinem Tode. „Friedliebend wie immer hatte er keinen größeren Wunsch, als alles im Frieden zu stillen.“ —

Luther befand sich zur Zeit, als die Unruhen in Thüringen und Sachsen ausbrachen, noch in Eisleben, wohin er, wie wir gehört, am 16. April gereist war. Nicht unerwartet kam ihm die neue Wendung, die der Bauernaufstand genommen. Schon in der „Ermahnung zum Frieden“ hatte er die Besorgnis ausgesprochen, die Bauern möchten ihr Erbieten, Belehrung aus Gottes Wort anzunehmen, nicht ernst meinen; und die „schrecklichen Zeichen und Wunder, so diese Zeit her geschehen sind“, machten ihm „schweren Mut“. Doch mutlos wurde er trotz alledem nicht. Er that, was er konnte, dem Aufruhr zu steuern. Mit persönlicher Lebensgefahr begab er sich in die aufständischen Gebiete am Harz und in Thüringen. Es wird berichtet von Predigten, die er in Stolberg, Nordhausen, Erfurt, Weimar, Orlamünde, Kahla und Jena gegen den Aufruhr gehalten habe. Am 3. Mai war er in Weimar, wo er sich ohne Zweifel mit dem dort weilenden Herzog Johann besprochen hat.

Welcher Art seine Predigten unter den aufrührerischen Bauern gewesen, läßt sich aus einem Briefe erkennen, den er am 4. Mai von dem mansfeldischen Orte Seeburg an seinen Schwager Dr. Rühel, den Rat des Grafen Albrecht von Mansfeld, schrieb.

„Ich bitte — sagt er darin — daß Ihr Graf Albrecht nicht helft weich machen in dieser Sachen, sondern laßt gehen, wie S. Gnaden hat angefangen.“ Der Graf solle das ihm von Gott verliehene Schwert „brauchen zur Strafe wider die Bösen, solange eine Ader sich reget im Leibe“... „denn obgleich der Bauern noch mehr tausend wären, so sind es dennoch allzumal Räuber und Mörder, die das Schwert aus eigenem Durst und Frevel nehmen, und wollen Fürsten, Herren und alles vertreiben ... Dazu sind sie treulos und meineidig an ihren Herren ... Ueber das führen sie zu Schanden und Unehren den Namen göttlichs

Worts und Evangelii ... Ich hoffe aber noch fest, es soll keinen Fürgang, oder ja keinen Bestand haben." Die Bauern, fährt er fort, gäben vor, niemand zu beschädigen; das sei Teufels Spott, da sie ja die Herren verjagen und totschlagen. Er merke es wohl, daß es auch ihm gelte; der Teufel sei zornig, daß er wider ihn bisher weder mit Macht noch mit List etwas vermocht; nun wolle er sein Höchstes versuchen und die ganze Welt ineinander mengen, um ihn (Luther) los zu werden. Aber er verzage nicht und weiche keinen Schritt breit. Zum Schluß ermahnt er nochmals, den Grafen nicht vom offenen Kampf gegen die Rebellen zurückzuhalten. Denn es sei eine gerechte Sache; das Gewissen sei hier ruhig.

Angesichts dieses Briefes, der geschrieben wurde, als die Wogen der Revolution am höchsten gingen und der Sieg der Aufrührer fast gewiß erschien, gehört allerdings (wie Ranke bemerkt) „eine mit Erz gewappnete Stirn" dazu, das Märchen von der zweideutigen Stellung Luthers: er habe sich von den Bauern abgewandt, als sie ihre Niederlagen erlitten — vgl. S. 60 ff. — immer wieder aufzuwärmen. In Wahrheit müssen wir die eiserne Festigkeit des Mannes bewundern, der durch keinen Sturm sich beugen ließ, dessen trotziger Mut, gegründet auf Gottes Wort, in der Gefahr nur noch wuchs. Sobald er erkannt, daß die Bauern entgegen seinen Friedensermahnungen zu Aufrührern, Räubern und Mordbrennern geworden waren, fühlte er sich als ihren entschiedensten Gegner. Mochten sie Sieg auf Sieg häufen, das machte in seinen Augen ihre Sache nicht gerechter.

Der Brief an Rühel bereitet jene viel beschrieene zweite Schrift Luthers vor, welche er bald nach seiner Rückkehr nach Wittenberg ausgehen ließ. Auf die Nachricht von dem am 5. Mai in der Lochau erfolgten Tode Friedrichs des Weisen eilte nämlich Luther dorthin zurück, um wenigstens an der Beisetzung seines Kurfürsten sich beteiligen zu können. Der Kurfürst hatte noch kurz vor seinem Tode nach Luther verlangt; leider war es diesem nicht verstattet, seinen edlen Beschützer noch lebend anzutreffen. In schwerer Zeit, mitten im wildesten und gefährlichsten Aufruhr bestieg

der neue Kurfürst Johann den Thron. Von Nachgiebigkeit gegen die Bauern, nachdem diese trotz der zugestandnen Erleichterungen die Sache immer ärger machten, konnte keine Rede mehr sein. Ohne Zweifel von Luther in dem Sinne beraten, daß der Gewalt Gewalt entgegen gesetzt werden müsse, begann Johann energisch an gewaltsamer Niederwerfung des Aufstandes zu arbeiten.

Jetzt erschien das erwähnte Schriftchen Luthers unter dem Titel:

Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern.

In seiner frühern Schrift — so beginnt Luther — habe er die Bauern noch nicht verurteilt, weil sie sich zu Recht und besser Unterricht erboten. „Aber ehe denn ich mich umsehe, fahren sie fort und greifen mit der Faust drein, mit Vergessen ihres Erbietens, rauben und toben und thun wie die rasenden Hunde. Dabei man wohl siehet, daß eitel erlogen Ding sei gewesen, was sie unter dem Namen des Evangelii in den 12 Artikeln haben fürgewendet. Kurzum, eitel Teufelswerk treiben sie, und insonderheit ists der Erzteufel, der zu Mühlhausen regiert, und nichts denn Raub, Mord und Blutvergießen anricht." Darum müsse er jetzt auch anders mit ihnen reden, als vorher.

Nun stellt er zuerst den Bauern ihre Sünden vor Augen. „Dreierlei greuliche Sünden wider Gott und Menschen laden diese Bauern auf sich, daran sie den Tod verdient haben an Leib und Seele manchfältiglich." Zum ersten haben sie ihrer gottverordneten Obrigkeit Gehorsam und Treue gebrochen. Zum andern haben sie Aufruhr angerichtet, rauben und plündern gleich Straßenräubern, machen Witwen und Waisen und verstören alles; darum müsse man aus Notwehr sie totschlagen „wie man einen tollen Hund totschlagen muß." Drittens decken sie solch greuliche Sünden mit dem Evangelium, und zwingen noch dazu die Leute, ihr schändliches Treiben mitzumachen. — Im besondern wendet sich Luther gegen die kommunistischen Ideen. „Das Evangelinm macht nicht die Güter gemein, ohn allein, welche solches williglich von ihnen selbst thun

wollen, wie die Apostel thaten, welche nicht die fremden Güter Pilati und Herodis gemein zu sein forderten, wie unsre unsinnigen Bauern toben, sondern ihr eigen Güter. Aber unsre Bauern wollen der andern Güter gemein haben und ihr eigen für sich behalten; das sind mir feine Christen!"... „Ich meine (so schließt er diesen Teil) daß kein Teufel mehr in der Hölle sei, sondern allzumal in die Bauern sind gefahren; es ist überaus nnd über alle Maß das Wüten."

Im zweiten Teil will Luther „der weltlichen Obrigkeit Gewissen unterrichten, wie sie sich hierin halten solle". Er wolle einer Obrigkeit nicht wehren, die „ohne vorhergehend Erbieten zu Recht und Billigkeit" sofort mit Gewalt über die Bauern herfalle; denn das sei ihr gutes Recht, „treulose, meineidige, aufrühreriſche Mörder, Räuber, Gotteslästerer" zu strafen. Aber eine christliche Obrigkeit „soll hier mit Furcht handeln; sie soll sich vor Gott demütigen und bekennen, daß sie solches wohl verdient habe. Habe sie sich so ganz in Gottes Willen gestellt, so solle sie sich den Bauern gegenüber zu Recht und Billigkeit erbieten. Darnach aber, wenn das nicht helfe, solle man flugs zum Schwert greifen. Die Obrigkeit könne mit gutem Gewissen dreinschlagen, sie habe das Recht auf ihrer Seite, während die Bauern Unrecht und böse Gewissen habe. „Also kanns denn geschehen, daß, wer auf der Obrigkeit Seiten erschlagen wird, ein rechter Märtyrer vor Gott sei ... denn er geht in göttlichem Wort und Gehorsam. Wiederum, was auf der Bauern Seiten umkommt, ein ewiger Höllenbrand ist; denn er führt das Schwert wider Gottes Wort und Gehorsam und ist ein Teufelsglied ... Solche wunderlichen Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutvergießen verdienen kann, baß, denn andre mit Beten". — Und schließlich sei noch ein Grund, der die Obrigkeit zum Einschreiten bewegen müsse, daß die Bauern viel fromme Leute wider ihren Willen zu ihrem teuflischen Bund genötigt hätten. Die Leute müsse die Obrigkeit aus dem Verderben retten.

„Darum, liebe Herren, loset hie, rettet hie, helft hie, erbarmt euch der armen Leut! Steche, schlage, würge hin,

wer da kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, seligichern Tod kannst du nimmermehr überkommen, denn du stirbst im Gehorsam göttlichs Worts und Befehls (Röm. 13) und im Dienst der Liebe, deine Nächsten zu retten aus der Hölle und Teufels Banden ... So bitte ich nun, fliehe von den Bauern, wer da kann, als vom Teufel selbst ... Welche aber nicht zu bekehren sind, da gebe Gott, daß sie kein Glück noch Gelingen haben müssen. Hier spreche ein jeglicher frommer Christ: Amen! ... Dünkt das jemand zu hart, der denk, daß unerträglich ist Aufruhr, und alle Stund der Welt Verstörung zu warten sei".

Der heftige Ton dieser Schrift, die harte Verurteilung der Bauern erregte nicht nur den Haß der Aufrührer, sondern auch anderwärts viel Anstoß, namentlich in Kreisen, die den Bauern zugeneigt waren. Wir kommen hierauf des Näheren noch zurück. Bis heute sind die Stimmen der Mißbilligung noch nicht verstummt. Man hat, namentlich von ultramontaner Seite einen „schweren Widerspruch" zwischen der „Ermahnung zum Frieden" und dieser zweiten Schrift Luthers gegen die Bauern festgestellt: dort ein milder, freundlicher Ton, Anerkennung des Berechtigten in den Beschwerden der Bauern — hier dagegen eine das Gefühl verletzende Härte und strengste Verurteilung der Bauern. Es ist richtig, die Tonart in beiden Schriften ist grundverschieden. Aber es zeugt von geradezu verbohrter Gehässigkeit, wenn man auf katholischer Seite von jeher diesen Gegensatz damit erklärte: Luther habe anfangs mit den Aufrührern unter einer Decke gesteckt, dann aber infolge ihrer Niederlage sich von ihnen abgewandt und, um sich bei den siegenden Fürsten in Gunst zu setzen, diese zweite Schrift geschrieben. Die gänzliche Bodenlosigkeit dieser Behauptung erkennt man sofort bei unbefangenem Lesen beider Schriften, und selbst Janssen giebt das zu. Wir haben gesehen, wie Luther in der „Ermahnung" aufs schärfste jede Auflehnung gegen die gottgesetzte Obrigkeit verurteilt und jede Gemeinschaft mit den Rebellen entschieden ablehnt (vergl. S. 38 ff.).

Der verhältnismäßig milde Ton in jener ersten Schrift — ein Ton, der übrigens an Energie nichts zu wünschen übrig läßt — erklärt sich vielmehr aus dem Umstand, daß er damals noch hoffte, die Bauern, die sich ja „zu Recht und besserm Unterricht erboten“ hatten, werde ein freundlich-ernstes Wort vor dem Aergsten zurückhalten. Daß dies Aergste inzwischen schon eingetreten, daß der Aufruhr bereits mit Raub, Plünderung und Blutvergießen sich befleckt hatte — davon hatte Luther bei Abfassung seiner „Ermahnung zum Frieden“ noch keine Kunde. Dies bestreitet freilich die ganze Reihe der katholischen Geschichtsschreiber, auch Janssen. Luther müsse unbedingt schon von den Gewaltthaten und Greueln der Bauern, insbesondere der furchtbaren Weinsberger Bluthat, gewußt haben. Letztere (vergl. S. 48 f.) fand am 16. April statt. An diesem Tage aber — so folgert Janssen — sei Luther, nach einem Briefe Melanchthons vom 16., erst im Begriffe gewesen, die Schrift zu verfassen. Aber sehr bald nach dem 16. April hat Luther die „Ermahnung“ erscheinen lassen. Berücksichtigen wir die damaligen Verkehrsverhältnisse, so konnte die Kunde von den neuen Vorgängen im Süden unmöglich schon an Luthers Ohr gedrungen sein, zumal da er die ganze Zeit über auf Reisen war. Und daß Luther in der That noch nichts davon gewußt hatte, geht aus der „Ermahnung“ klar hervor. Ueberall setzt er dort voraus, daß es zur Anwendung von Waffengewalt noch nicht gekommen ist; er wußte nur von Zusammenrottungen in Schwaben, und ängstlich sucht er ein blutiges Zusammentreffen zu verhindern; dringend mahnt er, solange es noch Zeit sei, zu friedlichen Vergleichen (vgl. S. 43).

Bei Abfassung der zweiten Schrift „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ stehen ihm dagegen die Frevelthaten der Empörer in vollstem Umfange vor der Seele, und darüber entbrennt sein Gemüt in heiligem Zorn.

Wenn man, gewöhnt an andre Verhältnisse in einer andern Zeit, mit kühlkritischem Blicke diese Schrift Luthers liest, oder — wie es meist der Fall ist — abgerissene einzelne Sätze besonders heftigen Inhalts hört, dann vermag man freilich diesen Erguß eines im heiligen Zornes-

eifer glühenden Herzens nicht richtig zu würdigen. Aber versetzen wir uns einmal mitten hinein in das aufgeregte Jahr 1525, denken wir uns hinein in Luthers Seele, der in diesem schlimmen Jahr sein ganzes Gottvertrauen nötig hatte, um angesichts der rings sich auftürmenden Gefahren nicht mutlos zu werden, vergegenwärtigen wir uns, daß die junge Saat des Evangeliums von den Rebellen, die angeblich dieselbe schützen wollten, in Wahrheit zertrampelt wurde, daß das Teuerste, was Luther kannte, das heilige Gotteswort, zum Deckmantel roher Raub- und Zerstörungslust dienen mußte, dann finden wir Luthers Zorn mindestens sehr erklärlich, zumal da er seinen „christlich und brüderlich treuen Rat“, die „Ermahnung zum Frieden“, in der er doch die Rechte des Volks warm vertreten hatte, von demselben Volk mißachtet und verspottet sah. Außerdem müssen wir Luthers ganze Art in betracht ziehen, der „nicht leise treten konnte“, der jedes Ding beim rechten Namen nannte und einmal von sich sagte: „Soll ich einen Fehl haben, so ists mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig heraus stoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“ Im übrigen sei auf Luthers weiter unten zu besprechende Selbstverteidigung verwiesen.

Oft übersehen werden in seinem „harten Büchlein“ die Worte, in denen er, was er später selbst geltend machte, trotz der Schuld der Bauern doch einem friedlichen Vertrag den Vorzug giebt vor der Entscheidung durch Waffengewalt. Derselbe Gedanke bewog ihn, ungefähr zur selben Zeit, eine „V e r t r a g s u r k u n d e“ mit Vor- und Nachwort herauszugeben, welche ihm aus Schwaben zugekommen war. Dort hatte nämlich anfangs April der schwäbische Bundesfeldherr Georg Truchseß einzelne Bauernhaufen auseinander gesprengt; am 15. stand er bei Weingarten einem starken Heere der Allgäuer und Bodenseeer gegenüber. Die Bauern knüpften Unterhandlungen an, auf welche der Truchseß einging, weil er das einzige Bundesheer nicht aufs Spiel setzen wollte. So kam ein Vertrag zu stande, der für die Bauern verhältnismäßig günstig lautete; sie wurden zwar verpflichtet, dem Aufruhr zu entsagen und

in den Gehorsam gegen ihre frühern Herren zurückzukehren, aber zugleich wurden ihnen wesentliche Erleichterungen zugestanden. Dieser am 22. April verbriefte Weingartner Vertrag war es, den Luther herausgab, als ein Exempel, nach dem die Bauern auch in dortiger Gegend von ihrem „gefährlichen verdammten Fürnehmen abstehen und zum Frieden und freundlichen Vertrag sich begeben sollten, ehe denn Gott selbst komme, und ihr greulichs Toben, beide wider göttlich und menschlich Recht fürgenommen, mit unbarmherzigem Ernst heimsuche“.

Doch auch diese neue Mahnung blieb fruchtlos. In Schwaben war jener Vertrag längst wieder gebrochen worden. Die Bauern waren viel zu siegestrunken, als daß sie an dergleichen maßvollen Verträgen Gefallen gehabt hätten. Und gerade in Thüringen und Sachsen war der Einfluß Münzers zu mächtig, der jeder Art von friedlichem Vergleich, mochte er noch so günstig für die Bauern lauten, geflissentlich entgegen arbeitete.

So drängte der Konflikt zu einer gewaltsamen Lösung. Eine blutige Katastrophe war unvermeidlich, da sich inzwischen die weltlichen Gewalthaber ermannt hatten und sich rüsteten, des Aufruhrs mit dem Schwert in der Faust Herr zu werden.

6. Kapitel.

Das Ende der Revolution.

Niederlagen der Bauern. — Die Reaktion und Luthers letzte Kundgebungen.

Als erster unter den Fürsten Mitteldeutschlands trat Philipp von Hessen auf den Plan. Es war ihm gelungen, den Aufstand im eignen Lande zu dämpfen. Nun zog er mit einem Heere seinem Schwiegervater, Herzog Georg von Sachsen, dem Kurfürsten Johann und den übrigen sächsischen Fürsten zu Hilfe. Diese waren auch schon mit Rüstungen beschäftigt, nachdem sie die Zwecklosigkeit eines Eingehens auf die Forderungen der Bauern eingesehen hatten.

Im Mansfeldischen hatte anfangs Mai Graf Albrecht, der Freund Luthers, mit den aufständischen Bürgern und

Bauern, besonders den Bergknappen, unterhandelt. Aber trotz mehrerer Zugeständnisse seinerseits dauerte der Aufruhr fort. Albrecht war erst geneigt, noch weiter nachzugeben. Aber wahrscheinlich jener oben erwähnte Brief Luthers an Rühel (S. 56) hat ihn andern Sinnes gemacht. Am 5. Mai überfiel er mit 60 Reitern im Dorfe Osterhausen einen Haufen Bauern. 200 derselben fielen, die übrigen wurden zersprengt. Das war der erste Schlag gegen die Bauern in diesen Gegenden, an sich zwar nur ein kleiner Erfolg, aber er nützte doch soviel, daß die Siegeszuversicht der Aufrührer einen Stoß erlitt. Sie wagten zunächst keine größern Unternehmungen mehr, sondern verharrten ruhig in ihrem Hauptquartier bei Frankenhausen, inmitten der thüringischen und sächsischen Herrschaften, wo sie Verstärkungen abwarten wollten. Dadurch gewannen die Fürsten Zeit, ihre Streitkräfte zu sammeln und sich mit dem heranrückenden Landgrafen Philipp von Hessen zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen.

Wie es Luther geraten, versuchte man es zuerst mit dem „Erbieten zu Recht und Billigkeit" d. h. man suchte einen friedlichen Vertrag mit den Frankenhäusern herbeizuführen. Graf Albrecht bot sich als Vermittler an. Die sog. „christliche Vereinigung zu Frankenhausen" zeigte sich in einem Brief vom 11. Mai an den Grafen nicht abgeneigt, mit ihm persönlich zu verhandeln. Aber am selben Tage erschien Münzer mit seiner Mühlhausener Bande und nahm die Oberleitung des Bauernheeres in die Hand. Jetzt war natürlich an Vergleich und Vertrag nicht mehr zu denken. Münzer schrieb am 12. Mai zwei von fanatischem Blutdurst glühende Briefe, den einen an Graf Albrecht, den andern an den katholischen Grafen Ernst von Mansfeld-Heldrungen, welche Zeugnis ablegen von dem Geist, der mit Münzer in die „christliche Bauernvereinigung" eingezogen war. An Albrecht schreibt er, dieser habe die Epistel Pauli (Römer 13) zu gunsten der böswichtigen Obrigkeit übel mißbraucht. Ob er denn in seinem „lutherischen Grütz," seiner „Wittenberger Suppen" und seinem „Martinischen Bauerndreck" nicht gefunden habe, daß Gott durch seine Propheten in der Schrift dem

Volke geboten habe, die Gewaltigen vom Stuhl zu stoßen und die Tyrannen auszurotten? Wenn er als einfacher Bruder zu ihnen kommen wolle, so wollten sie ihn gern als solchen annehmen; „wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme, schale Fratzen nicht kehren und wider dich fechten, wie wider einen Erzfeind des Christenglaubens“. Dies ist „Bruder Albrechten zur Bekehrung geschrieben.“ — Von ähnlichen Schimpfworten wimmelt das Schreiben an Graf Ernst. „Wir haben gestrackten Befehl, der ewige, lebendige Gott hat es geheißen, dich von dem Stuhl zu stoßen mit der uns gegebenen Gewalt.“ Beide Briefe sind unterzeichnet: „Thomas Münzer mit dem Schwert Gideonis.“

Auf dergleichen Unverschämtheiten kannten die Fürsten nur eine Antwort, das Dreinschlagen mit dem Schwerte. Am 15. Mai ging das fürstliche Heer zum Angriff über.

Die Bauern standen hinter einer Wagenburg, die sie auf einer Anhöhe aufgeschlagen hatten. Ihre Bewaffnung war jämmerlich; Geschütze waren wohl vorhanden, Münzer hatte sie von Mühlhausen mitgebracht, aber — das Pulver hatte er vergessen. Ueberhaupt legte er eine grenzenlose Kriegsunfähigkeit an den Tag. Da sank den Bauern der Mut. Aber noch einmal that Münzers hinreißende Beredsamkeit ihre Wirkung. In wuchtigen Worten rückte er den Bauern nochmals die unerträgliche Tyrannei der Fürsten vor Augen und vertröstete auf göttliche Hilfe. Gott habe schon oft wenigen ungerüsteten Leuten den Sieg verliehen, wie dem Gideon, Jonathan, David. Also sei kein Zweifel, daß auch sie um ihrer guten Sache willen in diesem Kampfe das Feld behaupten würden. Er wies auf einen Regenbogen am Himmel hin; das sei das Zeichen, daß Gott ihnen, die ja einen Regenbogen im Panier führten, helfen wolle. Vor dem feindlichen Geschütz brauchten sie nicht bange zu sein; er wolle alle Büchsensteine im Aermel fassen. „Darum — so schloß er — seid unerschrocken und tröstet euch göttlicher Hilfe und stellet euch zur Wehr. Es will Gott nicht, daß ihr Frieden mit den gottlosen Fürsten macht.“ Diese anfeuernde Rede hob den gesunkenen Mut der Bauern wieder soweit, daß sie mit Anstimmung des

Gesanges „Komm heil'ger Geist" den Angriff der Fürstlichen erwarteten. Als aber die ersten Kugeln in die Wagenburg einschlugen und die versprochene göttliche Hilfe ausblieb, da bemächtigte sich aller bange Verzagtheit. Als vollends die feindlichen Reiter einbrachen, da war kein Halten mehr; das ganze Heer stäubte in regelloser Flucht auseinander. An 5000 Mann wurden auf dem Platze erschlagen, ein großer Teil gefangen genommen. Münzer wurde in Frankenhausen, wo er sich in einem Bett versteckt hatte, ergriffen und peinlich verhört. — Bald darauf fiel Mühlhausen in die Hände der Sieger. Die dortigen Rädelsführer, unter ihnen Pfeifer, wurden enthauptet. Münzer wurde dorthin gebracht und starb ebenfalls durch Henkershand. Mit Genugthuung berichtet Janssen, daß er noch vor seinem Tode alle Irrtümer abgeschworen und reuig in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt sei. — Der Demokrat Zimmermann widmet dem „jugendlichen Helden, der größer war als Luther" einen überschwänglichen Nachruf: der Leib sei zwar getötet, aber sein Geist sei lebendig geblieben und habe religiös und politisch fortgewirkt u. s. w. Unzweifelhaft war Münzer ein reich begabter Geist, aber die Unklarheit und Unreife der in ihm gährenden Ideen konnte nichts Gutes hervorbringen. „Er wußte sich nicht zu zähmen" — das gilt auch von ihm. Sein leidenschaftlich schwärmerisches Wesen konnte nur zerstören und unfruchtbare Umwälzungen anrichten.

Die Niederlage bei Frankenhausen besiegelte das Schicksal der übrigen thüringisch-sächsischen Bauernhaufen. Panischer Schrecken ergriff das ganze Land. Die Bauern liefen auseinander, die Städte, die mit ihnen im Bunde waren, ergaben sich ohne Schwertstreich. Mit leichter Mühe brachte Kurfürst Johann sein eignes Land zur Ruhe. —

Gleichzeitig waren auch in den übrigen aufständischen Gebieten die Fürsten angriffsweise vorgegangen. Schon am 12. Mai war es dem schwäbischen Bundesfeldherrn Georg Truchseß von Waldburg, der „Bauernjörg" genannt, gelungen, ein starkes Bauernheer bei Böblingen zu schlagen, wodurch der Aufstand innerhalb Württembergs unter-

drückt wurde. In dieser Schlacht fielen die Anstifter der Weinsberger Blutthat den Siegern in die Hände und wurden auf die grausamste Weise zu Tode gemartert.

Bald darauf errang der Herzog von Lothringen über die elsässischen Bauern einen gleichen Sieg. In der Markgrafschaft Baden beendigte ein Vertrag den Aufruhr.

Aber noch standen die Hochburgen der Revolution, Franken und Oberschwaben, unbesiegt da. Wir erinnern uns, daß die fränkischen Bauern beabsichtigten, zu Heilbronn ein Volksparlament zur Neugestaltung des Reichs einzusetzen. Da dieses aber nicht zustande kam, wurde statt dessen auf den 1. Juni ein Landtag nach der Reichsstadt Schweinfurt ausgeschrieben, wo „von guter Ordnung, auch Aufrichtung des Wortes Gottes, Friedens und Rechtens, und sonderlich auch der Obrigkeit" gehandelt werden sollte. An alle deutschen Fürsten hatten die Hauptleute ein Ausschreiben gerichtet, des Inhalts, daß sie ihnen in ihrem „christlichen Vornehmen" Beistand leisten sollten. — Aber inzwischen zogen sich über ihrem Haupte drohende Gewitterwolken zusammen. Von verschiedenen Seiten rückten die fürstlichen Heere gegen Franken vor. Der Truchseß näherte sich von Württemberg mit dem Bundesheer, von Norden zog Kurfürst Johann heran, von Westen nahten die vereinigten Truppen des pfälzischen Kurfürsten und des Erzbischofs von Trier, verstärkt durch eine Heeresabteilung des Landgrafen Philipp von Hessen. Am 28. Mai stießen letztere bei Fürfeld, hart an der Grenze des aufständischen Gebiets, mit dem Bundesheer zusammen, um nun gemeinsam, etwa 11 000 Mann stark, der Empörung in Frankenland ein Ende zu machen.

Verschiedene günstige Umstände machten ihnen die Arbeit leicht. Städte wie Nürnberg und Heilbronn, die vorher mehr oder weniger entschieden zu den Bauern gehalten, oder doch sich freundlich zu ihnen gestellt hatten, fielen von ihnen ab. Unter den Aufständischen selbst war keine rechte Einheit und vor allem keine Spur von militärischer Disziplin. Der Oberführer Götz von Berlichingen fand es geraten, als die Sache zum Klappen kam, sich heimlich davon zu machen. Seine Entfernung gab das

Zeichen zur Auflösung der vereinigten Bauernhaufen. Die Odenwalder unter Georg Metzler hatten den Mut, sich dem vordringenden Feind am 2. Juni bei **Königshofen** entgegenzuwerfen. Doch infolge ihrer geringen Zahl (4000 Mann), sowie bedeutender taktischer Fehler erlagen sie beim ersten Ansturm. Der größte Teil der Bauern wurde niedergehauen oder gefangen genommen. In rascher Folge errangen die Fürsten einen Sieg nach dem andern. Am 3. Juni fiel Mergentheim; am 4. wurde Florian Geyer nach tapfrer Gegenwehr mit seiner schwarzen Schar bei Ingolstatt (südlich von Würzburg) besiegt. Florian selbst gelang es, sich durchzuschlagen; aber wenige Tage später fiel er in einem Gefecht mit seinem eignen Schwager, Wilhelm von Grumbach, der ihn verräterisch überfallen hatte. Eine gewisse Befriedigung gewährt es, daß dem ritterlichen Helden wenigstens das Schaffott erspart blieb. — Ein dritter Haufe unterlag dem heranziehenden Kurfürsten Johann nach kurzem Kampfe. Während die übrigen Siege durch gräßliche Metzeleien besudelt wurden, zeichnete sich Johann durch schonende Milde aus: er sicherte jedem das Leben, der sich freiwillig in seinen Schutz begab. — Die Stadt Würzburg, die den Bauern zugefallen war, während das Schloß trotz Sturm und Belagerung sich noch im Besitz der Bischöflichen befand, mußte sich am 7. Juni den Fürsten ergeben und ein blutiges Strafgericht über sich ergehen lassen. Unterdes nahm Markgraf Kasimir von Brandenburg das übrige Franken ein. Insbesondere eroberte er Rotenburg, die Stadt, welche von Anbeginn am entschiedensten auf seiten der Bauern gestanden hatte. Nennenswerten Widerstand fand er kaum irgendwo; das hielt ihn jedoch nicht ab, zahlreiche tyrannische Grausamkeiten zu verüben.

So war denn auch die fränkische Bewegung, die mit ihren Reformplänen das ganze deutsche Reich umspannte, erstickt. Wendel Hipler, der geistige Vater des fränkischen Aufstandes, war entkommen und irrte geächtet im Lande umher. Erst im folgenden Jahre wurde er ergriffen und starb, während er in Untersuchungshaft saß.

Das aus Franken heimkehrende pfälzisch-trierische Heer

unterdrückte durch einen Sieg bei Pfeddersheim die Aufstände am Mittelrhein und Main. Auch Frankfurt mußte sich unterwerfen, jedoch wurde hier (zum Leidwesen Janssens) nicht auch das kirchliche Wesen in seinen frühern Stand zurückversetzt.

Nicht ganz so leicht, wie in Franken, gelang die Niederwerfung des Aufstandes in Oberschwaben, dem Ursprungslande der Revolution. Hier waren die Bauern, besonders der Allgäuer Haufe, bei weitem besser gerüstet und disziplinierter, als ihre Genossen in Franken und Thüringen, denn eine beträchtliche Anzahl kriegserfahrner Landsknechte stand unter ihren Fahnen, auch fehlte es nicht an wohlbedientem Geschütz. Als der Truchseß mit seinem siegreichen Bundesheer aus Franken heranzog, hatten die Schwaben eine mit Feldherrngeschick gewählte feste Stellung bezogen. Auch als der erprobte Landsknechtführer Georg von Frundsberg dem Truchseß zu Hilfe kam, wagten beide keine offene Schlacht. Daher versuchten sie es mit andern Mitteln. Es wird erzählt, Frundsberg habe auf mehrere der Bauernführer, die ihm als frühere Kriegskameraden persönlich bekannt waren, seinen Einfluß ausgeübt, um sie zum Verrat an der Sache der Bauern zu bewegen. So soll er einen der obersten Führer, Walther Bach, geradezu mit Geld bestochen haben, die Bauern zum Aufgeben ihrer vorteilhaften Stellung zu veranlassen. Ob diese Nachricht begründet ist, muß dahingestellt bleiben; sie erscheint eigentlich mit dem ehrenfesten Charakter, den sonstige Zeugnisse der Geschichte dem Frundsberg zuschreiben, schwer vereinbar. Thatsache ist jedoch, daß die Bauern ihre Stellung aufgaben und in getrennten Haufen sich ins Gebirge zurückzogen.*) Jetzt begann der „Bauernjörg“ seine berüchtigte Kriegsweise. Schonungslos brannte er Dorf um Dorf nieder, „um die Bauern an ihre Heimat denken zu machen“. Einzelne Trupps, die sich hervorwagten, um Weib und Kind zu retten, wurden niedergemetzelt. Nur dem größten Haufen, der wieder eine unan-

*) Der eigentliche Grund war vielleicht der Mangel an hinreichenden Kriegsvorräten.

greifbare Stellung eingenommen hatte, vermochte der Truchseß mit den Waffen nicht beizukommen. Er knüpfte Verhandlungen an, und die Bauern, durch den Brand ihrer Heimat mürbe gemacht, legten endlich gegen einen Vertragsbrief, in dem die Abstellung einzelner Mißstände versprochen wurde, die Waffen nieder und lieferten die Rädelsführer aus.

Dies geschah Ende Juli. Zur selben Zeit wurden auch die Bauern im Hegau geschlagen. Mehrere ihrer Hauptleute, unter ihnen Hans Müller von Bulgenbach, fielen durch Henkershand. Im übrigen aber erlangten die Hegauer durch Vermittlung der Schweizer Städte noch einen ziemlich günstigen Vertrag. — Im Klettgau und Schwarzwald erlosch die Bewegung erst im November, und Waldshut endlich, einer der Ausgangspunkte der Empörung wurde erst anfangs Dezember eingenommen.

Am längsten hielten sich die Empörer in Tirol und Salzburg. Namentlich in dem letzteren gelang es den Bauern, einen verhältnismäßig günstigen Frieden zu erringen. Aber die Treulosigkeit des Erzherzogs Ferdinand und des Adels, welche die Bedingungen des Friedens nach Erreichung ihrer nächsten Zwecke nicht einhielten, erregte im Frühjahr 1526 einen neuen Aufstand der Salzburger, der nun blutig niedergeschlagen wurde. Der oberste Leiter der Bewegung in den Alpengegenden, der tapfere vielgewandte Michael Geismeyr, der ins Venetianische entkommen war, wurde meuchlings von zwei Spaniern ermordet, welche sich den von der erzherzoglichen Regierung zu Innsbruck auf Geismeyrs Kopf gesetzten Preis damit verdienten. —

Die große soziale Revolution war allerorts unterdrückt, die großen Hoffnungen der Bauern auf siegreiche Durchführung ihrer Forderungen vernichtet. Durchweg hatte die militärische Ohnmacht der Aufrührer, der Mangel an einheitlicher Führung, die Zuchtlosigkeit der großen Haufen den Fürsten den Sieg leicht gemacht. „Wo ihrer so viel waren — schreibt Seb. Frank — daß sie die Feinde mit eitel Filzhüten zu Tod sollten geworfen haben, hundert gegen einen Reiter, so war doch Fliehen ihre beste Wehr, so sehr hatte ihnen Gott ihr Herz genommen". Die Leichtigkeit des Sieges milderte aber nichts an der Unbarm-

herzigkeit der Strafe, die nun über die Besiegten hereinbrach. Wie gewöhnlich, wurde die Reaktion blutgieriger als die Revolution. Die Wut der wieder in ihre Herrschaften eingesetzten Despoten, die nichts gelernt und nichts vergessen hatten, kannte keine Grenzen. Massenhafte Hinrichtungen lichteten die Zahl der Bauern, die es gewagt hatten, sich über ihr drückendes Joch zu beschweren und es abzuschütteln. „In diesen Landen — schreibt Spalatin am 12. Juli — hat das Kopfabschlagen noch kein Aufhören ... und es werden aus der Massen viel armer Leute, Witwen und Waisen gemacht". Aber mit dem Kopfabschlagen begnügten sich die Herren nicht überall. Durch ausgesucht grausame Quälereien brachte man die unseligen Opfer eigner Verblendung und tyrannischen Hasses zum Tode. Besonders beliebt war es, gefangene Bauern an Bäume zu ketten und bei langsamem Feuer zu rösten. Andern stach man die Augen aus, hieb ihnen die Finger ab oder riß ihnen die Zunge aus. Hauptsächlich waren es wieder die geistlichen Herrschaften, wie der Bischof von Würzburg, der Coadjutor von Fulda u. a., die in Grausamkeiten gegen die Bauern wetteiferten, während die meisten der evangelischen Landesfürsten, wie Kurfürst Johann und Landgraf Philipp, sich auf die Hinrichtung einiger weniger Rädelsführer beschränkten und die übrigen Gefangnen zu Tausenden in ihre Heimat entließen. Auch die evangelischen Reichsstädte ließen mehr oder weniger Milde walten.

Wie äußerte sich Luther über dies Ende der Revolution und die nachfolgende blutige Reaktion? Janssen gruppiert zur Beantwortung dieser Frage sehr geschickt eine Anzahl Stellen aus Luthers Schriften zusammen, wodurch er einmal seine „entsetzliche Härte" gegen die besiegten Bauern brandmarken will, und dann einen bedenklichen Gesinnungswechsel bei ihm festnagelt. Früher habe er Fürsten und Bauern gleicherweise Schuld gegeben und die ersteren ihrer Bedrückungen wegen für den Aufruhr verantwortlich gemacht; jetzt wälze er alle Schuld auf den Uebermut der Bauern, die man nicht grausam genug bestrafen könne, damit ihnen der Kitzel vergehe. Wie Janssen hierbei nach seiner Manier

Stellen aus dem Zusammenhang gerissen, anders lautende mit Stillschweigen übergeht, von dem Wohlgefallen der katholischen Schriftsteller an den Grausamkeiten der geistlichen Fürsten gar nicht redet — darauf kann hier im einzelnen nicht näher eingegangen werden.

Wahr ists, daß Luther eine strenge Bestrafung der Aufrührer verlangte. Das sei — schreibt er am 23. Mai an Rühel — eine gerechte Vergeltung und abschreckendes Beispiel, „damit hinfort die Bauern wissen, wie Unrecht sie haben und vielleicht ihre Rotterei lassen“, und andre vor ähnlichen Unternehmungen zurückscheuen; aber zugleich beklagt er doch, „daß man mit den armen Leuten so greulich fähret“. — Als er von Münzers Ende erfuhr, erließ er eine Schrift, betitelt: „Eine schreckliche Geschicht und Gericht Gottes über Thomas Münzer“, in der er jene frechen Briefe des Propheten an die Grafen von Mansfeld, sowie den an die Bergknappen (vgl. S. 54) dem Wortlaut nach mitteilte und daran eine Vermahnung knüpfte. Er weist darauf hin, wie Gott den Aufruhr bestrafe und warnt nochmals eindringlich vor aller Auflehnung wider die Obrigkeit. An die letztere richtet er zum Schluß eine doppelte Bitte: Sie, die Fürsten, sollten sich, wo sie gewinnen, nicht überheben, sondern Gott fürchten, vor welchem sie auch sträflich seien. Denn Gott gebe ihnen den Sieg nicht wegen ihrer Frömmigkeit und Gerechtigkeit, sondern um durch sie der Bauern Missethat zu strafen. Zum andern sollten sie den Bauern, die gefangen würden, oder sich freiwillig ergäben, gnädig sein, wie Gott jedermann gnädig sei, der sich vor ihm demütigt, „auf daß nicht das Wetter sich wende und Gott den Bauern wiederum den Sieg gebe“. — Diese und ähnliche Auslassungen Luthers verdienen den obigen Verdächtigungen Janssens gegenüber hervorgehoben zu werden.

Aehnlich, wie es heutzutage Janssen und Genossen thun, war man schon zu Luthers Zeiten selbst über ihn hergefallen. Sogar unter Luthers Anhängern wurden Stimmen laut, welche an seiner Schrift: „Wider die mörderischen u. s. w.“ Anstoß nehmen. Es ist nicht zu leugnen, die Volkstümlichkeit des Reformators hatte einen starken Stoß erlitten.

Die namentlich in den Städten weitverbreitete, offene oder geheime Sympathie mit der Sache der Revolution konnte Luthers energische und harte Worte gegen die Aufrührer nicht verwinden. Man wurde an ihm irre und schalt ihn einen Heuchler und Fürstenknecht. Auch unmittelbare Freunde Luthers wußten seinen Standpunkt nicht voll zu würdigen. Hausmann in Zwickau glaubte sich bei ihm entschuldigen zu müssen, daß er für gefangne Bauern Fürbitte eingelegt.

Anfangs wollte Luther über die tadelnden Stimmen mit Stillschweigen hinweggehen. In einem Brief an Amsdorf vom 31. Mai rechnet er sichs zur Ehre an, daß ihm der Satan einen neuen Titel „Heuchler der Fürsten" angehängt habe; „laßt sie immerhin bellen, unser Gewissen ist sicher, daß das recht sei, was hierinnen aus meinem Munde gegangen". Er halte fest daran, daß es besser sei, alle Bauern würden geschlagen, denn Fürsten und Obrigkeit, weil sie ohne Gewalt oder Beruf Gottes das Schwert nehmen. — In einem andern Brief, an Rühel vom 30. Mai, meint er, er müßte viel Leder haben, wenn er einem jeglichen sein Maul zuknäufeln wolle; es sei genug, daß sein Gewissen vor Gott sicher sei, der werde es wohl richten, was er rede und schreibe.

Als aber „des Klagens und Fragens" kein Ende wurde, sah sich Luther schließlich doch veranlaßt, öffentlich sein Verhalten zu rechtfertigen. Etwa in der zweiten Hälfte des Juni richtete er an den Mansfelder Kanzler Kaspar Müller, der ihm über die umgehenden üblen Nachreden Bericht erstattet hatte, einen umfänglichen

Sendbrief vom harten Büchlein wider die Bauern.

In demselben setzt er nochmals seinen grundsätzlichen Standpunkt mit derselben Schärfe wie früher auseinander und geht auf die ihm gemachten Vorwürfe ein. Da diese Schrift größtenteils früher Gesagtes wieder aufnimmt, wollen wir hier nur einige Hauptpunkte herausheben.

Nicht ganz ohne Grund spricht Luther zu Beginn der Schrift den Argwohn aus, seine Gegner, die da schreien: „Da siehet man des Luthers Geist, daß er Blutvergießen ohne alle Barmherzigkeit lehret, der Teufel muß aus ihm reden", — diese müßten wohl mit den Bauern unter einer

Decke liegen. „Denn wer also sich der Aufrührischen annimmt, giebt genugsam zu erkennen, daß, wo er Raum und Zeit hätte, auch Unglück anrichtet, wie ers im Herzen beschlossen hat". — Seine Gegner werfen ihm Unbarmherzigkeit vor; sie berufen sich auf des Herrn Wort: „Seid barmherzig", und meinen, hier hätten sie den Luther gefangen. Luther entgegnet, sie hätten auch die Bauern bei ihrem Wüten auf die Barmherzigkeit hinweisen sollen; da aber sei nur von „Recht, Recht" die Rede gewesen. „Nun sie aber geschlagen sind und der Stein auf ihren Kopf fällt, den sie gen Himmel warfen, soll niemand von Recht sagen, sondern allein von Barmherzigkeit". Das sei gerade, wie wenn ein Räuber in ein Haus bricht, Weib und Töchter schändet, Geld und Gut nimmt und dem Hausherrn das Schwert auf die Brust setzt, und dann, wenn der Richter kommt, den Räuber zu strafen, schreie dieser: Christus lehrt, ihr sollt barmherzig sein. Das sollte eine feine Ordnung werden. — Uebrigens habe er in seinem Büchlein die Obrigkeit gebeten, sie solle die, welche sich ergeben, zu Gnaden aufnehmen. Er habe ferner klärlich ausgesprochen, daß man die Bauern erst freundlich ersuchen solle, bevor man mit dem Schwerte dreinschlägt. Die auf das Ersuchen eingehen (sowie auch die schon Ueberwundenen), denen gelten seine harten Worte nicht, sondern den „halsstarrigen, verstockten und verblendeten Bauern". Diese seine deutlich ausgesprochene Meinung hätten aber die Lästerer außer acht gelassen. „Das bitte ich jedermann mit Fleiß, daß sie wollten doch mein Büchlein recht lesen ... Du mußt ja auch nicht fromm sein, daß du mein Büchlein so lästerst ... Du bist eine Spinne, die Gift aus Rosen saugt ... Wenn du so willst Bücher lesen und deuten nach deinem Mutwillen, welch Buch will für dir bleiben?" — Wenn die Herren vielfach ihres Schwertes mißbrauchen und greulich würgen, so könne man doch ihm (Luther) keinen Vorwurf daraus machen. Er billige dies Vorgehen der Fürsten keineswegs. „Giebts die Zeit und Sache, daß ichs thun soll, ich werd die Fürsten und Herren auch wohl angreifen. Denn soviel es mein Amt des Lehrens antrifft, gilt mir ein Fürst ebensoviel als ein Bauer."

Eine weitere Einwendung war die: es seien viele unschuldige Leute nur aus Zwang unter die Aufrührer gekommen; diesen geschehe doch Unrecht, daß man sie so hinmorde. Darauf antwortet Luther: wahre Christen dürften sich zu keiner Sünde zwingen lassen, sondern müßten lieber Märtyrer ihres Christenglaubens werden. Gottes Gebot müsse man mehr fürchten und achten, denn die Menschen. „Wie die verdammt werden, die Gott verleugnen, ob sie gleich dazu gezwungen werden, also sind auch die Bauern nicht entschuldigt, die sich (aus Furcht, Hab und Gut zu verlieren) dreingelassen.“ Wenn Luther von gerechter Strafe auch bei den Gezwungenen redet, meint er übrigens nicht die Hinrichtung der Besiegten, sondern, wie aus dem folgenden hervorgeht, das Niedermachen in der Schlacht.

Nachdem er nämlich nun noch verschiedene andre Einwürfe widerlegt, kommt er am Schluß der Schrift auf die Behandlung derjenigen Bauern, die gefangen waren, oder sich ergeben hatten. Nochmals weist er alle Verantwortung für die Uebergriffe der Herren zurück. Er habe in seinem Büchlein nur vom Totschlagen im Kampf gesprochen. Mit den schärfsten Ausdrücken wendet er sich gegen die Herren, welche die wiedergewonnene Gewalt zu Grausamkeiten mißbrauchten. Die übermütigen Tyrannen wolle er nicht gestärkt, ihr Toben nicht gelobt haben. „Ich höre, daß etliche Junkerlein über die Maß grausam fahren mit den armen Leuten und sind fast (sehr) keck und trotzig ... dieselben suchen nicht Strafe und Besserung des Aufruhrs, sondern büßen ihren grimmigen Mutwillen und kühlen ihr Mütlein, den sie vielleicht lang getragen haben; meinen, sie haben nun einmal Raum und Fug dazu gewonnen.“ Für solche rasende und unsinnige Tyrannen, die auch nach der Schlacht des Blutes nicht satt würden, habe er sein Büchlein gar nicht geschrieben, sondern für eine Obrigkeit, die christlich ist und ihr Amt christlich führt. Deren Gewissen habe er unterrichten wollen, „daß sie flugs in die Aufrührer schlagen sollten, unangesehen, sie treffen Schuldige oder Unschuldige. Hernach aber, wenn sie gewonnen, daß sie dann Gnad erzeigen, und zwar nicht allein den Unschuldigen, wie sie es halten, sondern auch den Schuldigen“.

Die tyrannischen Bluthunde wären für solchen Unterricht doch unzugänglich gewesen, denn sie fragten nicht nach Christus und brauchten ihr Schwert nicht Gott zu Dienst, sondern „allein ihre Lust und Mutwillen zu büßen". Er habe gehört, wie einer dieser „großen Hansen" zu Mühlhausen das schwangre Weib Münzers mißhandelt habe. „O — ruft er aus — eine ritterliche, adlige That! .. Was sollt ich solchen Rangen und Säuen schreiben? Die Schrift nennt solche Leut Bestien, so will ich sie auch nit zu Menschen machen". — „Ich hab es beides gesorget: würden die Bauern Herr, so würd der Teufel Abt werden; würden aber solch Tyrannen Herr, so würd seine Mutter Aebtissin werden. Derhalben hätt ich beide, die Bauern gerne gestillt und fromme Obrigkeit unterrichtet. Nu aber die Bauern nit wollten, haben sie ihren Lohn dahin. Diese aber wollen auch nit hören; wohlan, sie werden ihren Lohn auch haben." — —

Dieser „Sendbrief" ist das letzte Wort, welches Luther im Bauernkrieg gesprochen. Aus den treffenden Darlegungen dieser augenscheinlich wohldurchdachten Schrift sind hier nur einige Punkte mitgeteilt. Namentlich sind solche Aussprüche hervorgehoben, durch welche die Vorwürfe der „entsetzlichen Härte", des „bedenklichen Gesinnungswechsels" oder der Fürstendienerei, wie man sie gegen Luther erhob und erhebt, entkräftet werden. Einen Fürstendiener, d. h. einen Mann, der unbesehen alles gutheißt und rechtfertigt, was Fürsten thun, kann man sicherlich den nicht nennen, der sich so scharf tadelnder Worte gegen die „Tyrannen" bedient. Allerdings braucht Luther auch andrerseits Ausdrücke, wie: „der Esel will Schläge haben und der Pöbel mit Gewalt regiert sein", und scheint damit dem starrsten Despotismus das Wort zu reden. Das geschieht aber keineswegs aus Liebedienerei, sondern zur Wahrung des von den Rebellen angetasteten Rechts der Obrigkeit. Wir wissen ja, wie strenge Luther dies betonte.*) Er würde freilich nicht zu so krassen Aussprüchen, wie der angeführte,

*) Möglich, daß auf seine strenge Anschauung vom Gehorsam gegen die Obrigkeit auch seine mönchische Vergangenheit von Einfluß war.

sich verstiegen haben, wenn nicht die schlimmen Erfahrungen des eben bewältigten Aufruhrs vorgelegen hätten. Denn er weiß sehr wohl, daß der Fürst seinen Unterthanen gegenüber nicht nur Rechte, sondern vor allem Pflichten hat, daß (wie er sagt) „Gott die Obrigkeit nicht darum eingesetzt hat, daß sie ihren Nutz und Mutwillen an den Unterthanen suche, sondern Nutz und das Beste verschaffe bei den Unterthänigen."

Ebensowenig berechtigt ist der Vorwurf des Gesinnungswechsels. Es ist freilich richtig, daß Luther jetzt das Hauptgewicht auf die Schuld und Strafwürdigkeit der Bauern legt, und daß er kein Wort mehr hat für die Erleichterung der bäuerlichen Lasten, während er in der „Ermahnung zum Frieden" die Schuld der Fürsten ebenso stark betonte und sie zur Abstellung der Bauernbeschwerden, soweit diese berechtigt, ermahnte. Aber einen „bedenklichen Gesinnungswechsel" kann man daraus nicht folgern. Luthers grundsätzliche Stellung ist genau dieselbe wie früher. Seine veränderte Haltung entspricht der veränderten Sachlage. Damals, als Luther die „Ermahnung" schrieb, waren nach seinem Wissen die Bauern noch nicht zum gewaltsamen Aufruhr fortgeschritten, sondern hatten nur ihre Forderungen in den 12 Artikeln aufgestellt und dem Urteil der Welt unterbreitet. Damals handelte es sich also um die Frage: Sind die Forderungen der Bauern berechtigt? Und Luther mußte antworten: Sie sind teilweise so recht und billig, „daß sie den Fürsten vor Gott und der Welt den Glimpf nehmen," und die Herren haben sehr gesündigt, daß sie derartige Mißstände haben einreißen lassen. Aber ebensosehr sind auch die Bauern im Unrecht, weil sie wider die Obrigkeit sich setzen und sich selbst Recht verschaffen wollen. — Solange nun die Bauern noch nicht gewaltthätig vorgegangen waren und noch friedliche Vergleiche erstrebten, mochte die Schuld beider, der Herren und der Bauern, sich die Wage halten. Aber anders wurde die Sache, sobald die Bauern offen den Kampf gegen die Herrschaften begannen. Jetzt überwog ihre Schuld bei weitem die der Fürsten, denn sie vergriffen sich an der gottgeordneten Obrigkeit. Der strengen Betonung des Rechts

der Obrigkeit mußte bei Luther die schärfste Verurteilnng jeglichen Aufruhrs entsprechen. „Die Aufruhr — sagt er — ist kein Scherz, und keine Uebelthat auf Erden ist ihr gleich. Andre Untugend sind einzelne Stück, aber Aufruhr ist ein Sündfluß aller Untugend“. Demgegenüber tritt die Schuld der Fürsten zurück. Und Luther muß auf ihre Seite treten, weil es die Verteidigung einer göttlichen Ordnung gilt; er muß es lieber sehen, „daß alle Bauern niedergeschlagen werden, als Fürsten und Obrigkeiten“, denn diese sind im Recht gegen die Aufrührer. Es handelt sich jetzt überhaupt nicht mehr um die Personen der Fürsten und die Frage, inwieweit sie schuldig sind, sondern um ihr gottgeordnetes Amt, das unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß. Darum muß ganz folgerichtig in diesen letzten Schriften Luthers das Schwergewicht der Schuld auf die Bauern fallen. — Daß die Fürsten auch Schuld haben und sträflich sind — diese seine frühere Aussage hat Luther aber weder zurückgenommen, noch gemildert. Er hats auch den siegenden Fürsten zugerufen (siehe oben S. 72) und auch aus seiner letzten Schrift leuchtets deutlich genug hervor.

Dennoch tritt er aber jetzt nicht mehr wie früher für die Erleichterung der gedrückten Lage der Bauern ein. Die Aufrührer, Räuber und Mordbrenner hatten seine Gunst verscherzt. Nachdem die Bauern seinen „treuen brüderlichen Rat“ verächtlich in den Wind geschlagen, konnte er sich für ihre Sache nicht mehr erwärmen. Und ferner mochte er besorgen, es könnte ein neuer Aufruhr losbrechen, wenn die Bauern nicht mit aller Strenge niedergehalten würden.

Es erübrigt noch, einige Schlußbemerkungen über die Folgen der Revolution, besonders in betreff der Sache der Reformation, hinzuzufügen.

„Das Aussehen Deutschlands ist nie kläglicher gewesen als jetzt“, äußerte Luther einmal im Hinblick auf die Verwüstungen, die der Bauernkrieg angerichtet. Mehr als tausend Schlösser und Klöster lagen in Trümmern, und nach der Niederlage der Bauern gingen auch ihre Dörfer

großenteils in Flammen auf — ein Akt der Vergeltung seitens der Sieger, deren blinde Rachgier nicht einmal durch den Egoismus gezügelt wurde, denn durch das Niederbrennen der Dörfer fügten sie sich meist selbst Schaden zu. Ebenso durch die massenhaften Hinrichtungen. Vielfach flehten die Bauern, die Herren möchten doch bedenken, daß sie allein die Felder nicht bestellen könnten.

Von durchgreifenden sozialen und ökonomischen Reformen zu gunsten des Bauernstandes war nach der blutigen Unterdrückung des Aufruhrs natürlich keine Rede. Nur in vereinzelten Gegenden, wo die Bauern den fürstlichen Heeren einigermaßen standgehalten hatten, wurden ihnen auf grund geschlossener Verträge einige Erleichterungen gewährt, wie teilweise in Oberschwaben.*) Im allgemeinen aber wurde die Lage der Bauern nicht nur nicht besser, sondern schlimmer, als sie es vor dem Aufstand war.

An 100 000 Bauern sollen, nach den gewöhnlichen Angaben, teils im Kampf, teils durch Henkershand umgekommen sein. Das waren sämtlich arbeitsfähige Männer, die der Feldbau nicht ohne fühlbaren Rückgang entbehrt haben kann. Um so schwerer lastete das wieder aufgelegte und noch drückender gemachte Joch auf den Ueberlebenden. Denn die Herrschaften waren nicht gesonnen, in ihren Einkünften Einbuße zu erleiden. Stärkere Besteuerung, mehr Frohnarbeit war die Folge. Zugleich wurden den Ueberwundenen harte Strafgelder auferlegt, und, da sie diese meist nicht zahlen konnten, ihre Güter eingezogen. Alte Rechte, die ihnen vorher noch unbedenklich gewährt waren, wurden ihnen genommen, wie das Waffentragen, Zusammenkünfte zu halten oder das Wirtshaus zu besuchen. Die Bande der Leibeigenschaft schnürten fester als zuvor den Bauernstand ein. Der unwürdige Zustand, daß man Mitmenschen und Mitchristen als sächliches Eigentum betrachtet, der vielleicht bei ruhigem Verlauf bald von selbst unter Einwirkung des neuerwachten Glaubenslebens weg-

---

*) Z. B. wurde im Kemptener Lande nach längeren Verhandlungen ein festeres Rechsverhältnis zwischen Abt und Bauern begründet.

gefallen wäre, wurde nun durch die Reaktion wieder neubefestigt und behauptete sich teilweise noch Jahrhunderte lang.

Ebenso verderblich, wie dem Bauernstand selbst, war der Aufruhr aber auch dem Rittertum geworden. Schon lange von seiner frühern Höhe herabgesunken, erhielt es im Bauernkrieg den Todesstoß, und damit wurde ein gut Stück Mittelalter begraben. Die zerstörten Ritterburgen wurden nicht wieder aufgebaut. Ihre Bewohner wandten sich andern Beschäftigungen zu. Meist gingen sie in den Dienst der Fürsten.

Die landesfürstliche Macht stieg aus den Wirren neugekräftigt empor. Nicht der Kaiser, nicht die Ritter hatten den Aufruhr niedergeworfen, sondern die Fürsten, und hatten damit bewiesen, daß sie die eigentlichen Träger der Gewalt in Deutschland waren. Das Ideal eines deutschen Einheitsstaates, von dem damals viele geträumt, und dessen Verwirklichung mit ein Ziel der Bauernrevolution war, ward wieder in weiteste Fernen entrückt. Die Fortdauer der politischen Zerrissenheit war damit entschieden, das unselige Verhängnis Deutschlands, dem es die Ohnmacht der folgenden Jahrhunderte zu danken hat, und das auch heute noch nicht ganz gewichen ist. —

Wie die politische, so entschied der Bauernkrieg auch die Glaubensspaltung. Infolge der Stärkung des Einzel-Fürstentums bahnt sich jetzt in kirchlicher Beziehung das sogenannte „Territorialsystem" an, nach welchem der Landesherr das Recht hat, seinen Unterthanen auch die Religion vorzuschreiben.

Anfangs gab man sich im römischen Lager der Hoffnung hin, mit dem Siege über die Revolution auch die Reformation tödlich getroffen zu haben. Diese Hoffnung erwies sich allerdings bald als trügerisch. Den reformatorisch gesinnten Fürsten hatte das mannhafte Auftreten Luthers, der unbeirrt den Weg seiner Ueberzeugung ging, den Unterschied, oder besser gesagt, Gegensatz zwischen Reformation und Revolution klar gemacht. Vergebens suchte man von katholischer Seite die evangelischen Fürsten und Städte durch Zureden und Drohungen zum Abfall von Luther zu bewegen. Keines der Territorien (Gebiete),

in denen bisher die Reformation durchgedrungen, ließ sich in seinem Glauben erschüttern. Ein schönes Beispiel gab in dieser Hinsicht Landgraf Philipp von Hessen. Der Papst hatte ihn beglückwünscht, weil er so mannhaft „die gottlosen Lutheraner“ bekämpft habe; sein Schwiegervater Herzog Georg von Sachsen forderte ihn auf, mit Hinweis auf die im Bauernkrieg offenbar gewordenen „Früchte des lauter und klar Evangelii“, nun zur katholischen Kirche zurückzukehren. Aber Philipp erwiderte sehr treffend: „Daß der Aufruhr von den Lutherischen sei hergekommen, ist nimmermehr zu beweisen. Ich habe keinen Lutherischen mit dem Schwert gestraft, sondern böse aufrührerische Leute, die sich an Luthers Lehre nicht gehalten haben. Das Evangelium bringt keinen Bauernaufruhr, sondern allein Friede und Gehorsam. So ist auch in deren Leut und Gebieten, die dem Evangelio, das doch lutherisch genannt wird, anhangen, weniger Aufruhr und an eins Teils Orten gar keiner, denn in denen, die das Evangelium verfolgen.“

Blieb nun auch in den bisher gewonnenen Gebieten das Reformationswerk bestehen, so war doch seinem Fortschreiten in katholischen Ländern von nun an ein Riegel vorgeschoben. Vorher waren wohl auch katholische Herren, aus Furcht vor einer Volkserhebung, geneigt gewesen, dem Drängen ihrer Unterthanen nach evangelischer Predigt nachzugeben, und sie hatten es wohl stillschweigend geduldet, daß evangelische Prediger in ihrem Gebiete wirkten. Das wurde aber nach dem Bauernkriege anders. Jetzt hatten die Fürsten das Heft in der Hand, fester als zuvor. Und wie die evangelischen Fürsten zu den thatkräftigsten Förderern der Reformation wurden, so die katholischen zu ihren entschiedensten Gegnern. Cuius regio, eius religio (Weß das Land ist, dessen Religion soll gelten) — diesem Grundsatz nach zu handeln, hatten die Fürsten jetzt neben dem Willen auch die Macht. Wo in katholischen Landen Luthers Lehre schon Wurzel geschlagen, wurde sie mit Gewalt wieder ausgerottet. Wir hören von zahlreichen Beispielen, wie die katholischen Herren den Sieg über die Bauern auch gegen die Anhänger Luthers ausbeuteten. Es wurden

Leute als Aufrührer vor Gericht gezogen, denen nichts als evangelisches Bekenntnis oder Besitz lutherischer Bücher vorzuwerfen war.

Andererseits nahmen die evangelischen Fürsten die Fortführung von Luthers Werk in die Hand. Es ist eine der bedeutsamsten Folgen des Bauernkrieges, daß die Reformation nicht mehr Sache des Volks, Luther nicht mehr der freudig begrüßte Volksmann war, wie in den ersten Jahren seines Auftretens. Und Luther fühlte das selbst am schmerzlichsten. Er glaubte bei den Bauern so verhaßt zu sein, daß er noch 1530 nicht wagte, ins Mansfeldische zu gehen. Die bittern Erfahrungen, die er in den Bewegungen der Schwarmgeister sowohl wie jetzt im Bauernkrieg gemacht, hatten ihn mit einem Argwohn gegen den „Herrn Omnes" (das gemeine Volk) erfüllt, der trotz seiner gewissen Berechtigung doch etwas Ueberspanntes an sich hat. Es ist eine Folge dieses Argwohns, wenn er fortan seine Lehren vom allgemeinen Priestertum und der christlichen Freiheit, zwar nicht inhaltlich ändert, aber nur mit größter Vorsicht vorträgt, um Mißverständnissen vorzubeugen. Es ist eine weitere Folge, wenn er noch entschiedener die unumschränkte Gewalt der Fürsten betont und für eine Besserung der gedrückten Lage des armen Mannes nicht mehr in die Schranken tritt. Und dies letztere, so erklärlich es ist, müssen wir bedauern.

Der große Einfluß, den die echt christlichen Grundgedanken der Reformation in so weiten Kreisen bereits gewonnen hatten, berechtigte zu der Hoffnung, daß bei ungehindertem Fortgange des Reformationswerkes auf dem Boden einer wahrhaft evangelischen Nächstenliebe eine sittliche Erneuerung des Volkslebens, und damit auch eine Besserung der sozialen Verhältnisse erwachsen würde. Die blutige Revolution mit der folgenden noch blutigern Reaktion hat diese junge Saat vernichtet, oder doch wenigstens in ihrem Wachstum abgeschwächt und tief geschädigt.

Druck von Ehrhardt Karras, Halle a. S.



Verzeichnis der Schriften für das deutsche Volk.

1. Georg Rietschel, Luther und sein Haus.
2. Heinrich Rinn, Die Entstehung der Augsburgischen Konfession.
3. Gottlieb Linder, Die Reformationsgeschichte einer Dorfgemeinde.
4. Adolf Henschel, Valerius Herberger.
5. Otto Kasemann, Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen.
6. P. Gennrich, Das Evangelium in Deutschösterreich und die Gegenreformation (1576—1630).
7. Julius Schall, Ulrich von Hutten. Ein Lebensbild aus der Zeit der Reformation.
8. Fritz Baumgarten, Wie Wertheim evangelisch wurde.
9. H. Meinhof, Dr. Pommer Bugenhagen und sein Wirken. Dem deutschen Volke dargestellt.
10. Adolf Henschel, Johannes Laski, der Reformator der Polen.
11. Fran Blanckmeister, Dresdener Reformationsbüchlein.
12. Georg Rietschel, Luthers seliger Heimgang.
13. Julius Ney, Die Protestation der evangelischen Stände auf dem Reichstage zu Speier 1529.
14. A. Kurs, Elisabeth, Herzogin von Braunschweig-Calenberg, geborene Prinzessin von Brandenburg.

15/16. Julius Köstlin, Die Glaubensartikel der Augsb. Conf. erläutert.

17. Friedrich Hülße, Die Stadt Magdeburg im Kampfe für den Protestantismus während der Jahre 1547—1551.
18. K. Schmidt, Das heilige Blut von Sternberg.
19. A. Splittgerber, Kampf u. Sieg d. Evangeliums i. Kr. Schwiebus.
20. Adolf Henschel, Petrus Paulus Vergerius.
21. Heinrich Rinn, Luther, ein Mann nach dem Herzen Gottes.
22. W. Höhn, Kurze Geschichte der Kirchenreformation in der gefürsteten Grafschaft Henneberg.
23. A. Foß, Lebensbilder aus dem Zeitalter der Reformation.
24. Julius Schall, Doktor Jakob Reihing, einst Jesuit, dann (Konvertit) evangelischer Christ. 1579—1628.
25. Th. Förster, Luthers Wartburgsjahr. 1521—1522.
26. Fr. Baumgarten, Der wilde Graf (Wilhelm von Fürstenberg) und die Reformation im Kinzigthal.
27. Karl Fr. Stark, Die Reformation im unteren Allgäu: in Memmingen und dessen Umgebung.
28. Otto Albrecht, Die evangelische Gemeinde Miltenberg und ihr erster Prediger.
29. E. Zeitler, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg. Ein Beitrag zur Geschichte der evang. Kirche in Unterfranken.
30. H. v. Schubert, Was Luther ins Kloster hinein- und wieder hinausgeführt hat.

31/32. K. W. Kolbe, Reformation und Revolution. Der deutsche Bauernkrieg und Luthers Stellung in demselben.

Wie die größern Vereinspublikationen so werden auch diese Volksschriften, je ein Stück franko, nach dem Erscheinen den Vereinsmitgliedern zugesandt. Um sie indessen auch andern Kreisen nahezubringen, ist die Einrichtung getroffen worden, daß unser Schatzmeister, Herr Buchhändler Dr. Max Niemeyer in Halle a. S., Partieen von 10 Stück nach beliebiger Wahl für **1 Mark** franko liefert. Der Vorstand ersucht deshalb die Mitglieder um recht zahlreiche Nachbestellungen und Verteilung der Hefte, wo immer Teilnahme für die Aufgaben des Vereins sich wahrnehmen oder erwecken läßt.

Der Vorstand.

